This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

H
4038
90.5

H 4038.90.5

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

FRANCIS B. HAYES
(Class of 1889).

26 Feb., 1891.

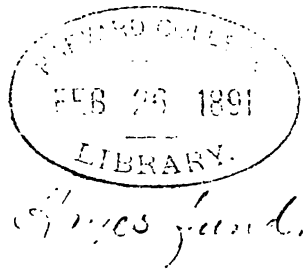
Geschichtsbetrachtungen

von

Julius von Pflugk-Harttung.

Gotha,
Friedrich Andreas Perthes.
1890.

H 4038.90.5
VII. 2543



Alle Rechte vorbehalten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Einleitung.

Wer jahrelang in emsiger Arbeit auf verschiedenen Gebieten der Geschichte thätig gewesen, der hält wohl einmal inne und blickt fragend umher: rückwärts von wannen er gekommen, vorwärts wohin er wandern mag? So ungefähr ist es dem Verfasser dieses Büchleins ergangen. Ueber päpstlichen Urkunden und altgermanischer Eroberung, über Perikles und Belisar vergaß er schier sich selber, Wohlergehen und Daseinsfreude, bis er befremdet, beklommen innehielt und erkannte, wie wenig Bescheid er wisse im eigenen Hause. Er fing an, es zu durchforschen, sich Rechenschaft zu geben über sein Beginnen, seines und so vieler anderer, fragte sich nach Wesen und Werth der erkorenen Wissenschaft, ihrem Licht und Schatten, nach Nutzen und Gefahr. Da kamen ihm allerlei Beobachtungen, die er verzeichnete, vermehrte und verarbeitete, bis allmählich im Laufe dreier Jahre die folgenden Seiten entstanden. Sie enthalten nicht mehr als was der Titel sagt in zwangloser Weise, sind weit entfernt, den Gegenstand erschöpfen zu wollen, zu beanspruchen, daß sie Endgültiges böten; nur dürfte in ihnen selbständig gedacht, ehrlich und furchtlos erzählt sein.

Einen Theil der „Geschichtsbetrachtungen" benutzte ich vor nahezu zwei Jahren als Antrittsvorlesung in Basel und erfuhr damals mancherlei Zustimmung; eine solche wird manchenortes ausbleiben — ich geize nicht danach und meine, selbst Widerspruch ertragen zu können, nicht benöthigt zu sein, mich durch Worte und Urtheile in wohl- und schwererworbener Erfahrung beirren zu lassen.

Basel, im Mai 1888.

Obige Worte sind geschrieben, nachdem ich bereits im Herbste 1887 die gedruckte Arbeit meinem Kollegen Bernheim hatte übersenden können. Ihren Verlag besaß die G. Grote'sche Buchhandlung in Berlin, für die ich eine Geschichte des Mittelalters bearbeitete. Nach Abschluß des ersten Bandes aber trat ich von diesem Werke zurück, in Folge dessen auch die „Geschichtsbetrachtungen" an F. A. Perthes in Gotha übergingen. Theile derselben veröffentlichte ich noch im Laufe des Jahres 1888 in der Münchener Allgemeinen Zeitung und in den Grenzboten. Durch eine Reihe seitdem erschienener Schriften, unter denen Bernheims Lehrbuch der historischen Methode obenan steht, hat der Gegenstand erhöhtes Interesse gewonnen.

Leipzig, im Februar 1890.

J. v. Pflugk-Harttung.

Inhalt.

	Seite
Die neue deutsche Geschichtschreibung	1
Historische Entwickelung	1—11
Italienische Renaissance	2—3
Deutscher Humanismus — Reformation	4
Siebenzehntes Jahrhundert	5—6
Achtzehntes Jahrhundert	6—8
Französische Revolution	8
Anfänge der modernen Historiographie: Niebuhr, Ranke	8—10
Sybel, Waitz	10—11
Die wichtigsten Errungenschaften	11—13
Historisches Denken	11—12
Fähigkeit aufzunehmen und zu verwerthen	12—13
Methode	13
Gefahren	14—15
Philosophie: Herder	14
Idealphilosophen: Kant, Fichte, Schelling, Hegel	14—15
Ihre Fehler	15
Naturwissenschaft: Condorcet, Comte, Buckle	16
Du Bois-Reymond	17
Geschichte und Naturwissenschaft	17—19
Specialität: Wesen und Beispiele	19
Folgen: Einseitigkeit, Clique, Hochmuth, Compagniegeschäfte	20—22
Standpunkt: Verschiedene Standpunkte	22—23
Der Standpunkt der Sittlichkeit	23
Mangelhaftigkeit eines Standpunktes	24—25
Werthergebnisse	25
Gelehrte und Literaten	26
Mangel an Enthaltsamkeit	26—27
Wandlung	27
Populär wissenschaftliche Schriftstellerei	27—28
Schwierigkeit der Geschichtschreibung	28
Umfang der Geschichte	29
Ihr Inhalt	30
Eigenart. — Schriftliche Quellen. — Deren Sammlung	31
Geschichtsforschung. Kritik von Quellen und Thatsachen	32—39
Primäre Quellen	32
Zuverlässigkeit der Quellen	32—33
Wiederholung von Handlungen. — Zahlentheorien	33
Statistik	34
Psychologie der Quellen	34—35
Verschiedene Auffassung und Anwendung	35—37
Unwesen der Tageskritik	37—39
Gesinnung des Historikers	39
Combination	39—40
Objectivität	40—41
Vielseitigkeit	41—42
Psychiatrie	42—43
Praktisches Studium	43
Darstellungsweise	43—45
Stellung der Geschichte	45
Statistik im Großen	45—46
Schluß	46—47

Unter den Wissenschaften, auf welche der Deutsche mit Stolz blicken darf, steht die Geschichte im Vordergrunde. In ihr vermag sich der gelehrte Ernst, die Anschluß- und Aufnahmefähigkeit des germanischen Geistes zu bekunden; während die Eigenart deutschen Gemüthes, welches leicht und vielseitig alles Menschliche empfindet und verarbeitet, eine natürliche Grund- und Anlage bildet. Das staatliche Uebel unfertigen oder schwachen Nationalgefühles kann für die Forschung zur Tugend werden, weil es duldsam macht, vorurtheilslos gegen das Fremde. Als Philosophen und Kosmopoliten schufen die Deutschen die Weltgeschichte, suchten sie die Menschheit als Ganzes, die Völker als dessen Glieder zu fassen; als Individuen versenkten, ja verbohrten sie sich in Einzelheiten und wurden Vertreter der Specialisirung.

Während Italien wesentlich in Lokal-, Frankreich und England in Nationalgeschichte arbeiten, dehnt sich das Gebiet der Deutschen weiter umgränzt. Macaulay hat englische Geschichte als Engländer geschrieben, das universale Genie eines Ranke vermochte für Deutschland, Frankreich, England und Italien Bleibendes zu leisten; die beste spanische und wohl auch russische Geschichte des Mittelalters wurde von Deutschen gearbeitet, die bedeutendste Geschichte der französischen Revolution trägt Sybels Namen, die Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens ist von Ficker begründet u. s. w.; kein Nachbarvolk hat uns mit Gleichwerthigem beschenkt. Ebenso verhält es sich auf dem Gebiete des Alterthums; die römische Geschichte fand in Niebuhr und Mommsen Talente ersten Ranges, für die griechische vermögen wir dem Engländer Grote unseren Böckh, Curtius und Duncker gegenüber zu stellen; in der Geschichte des Urchristenthums ragt die Tübinger Schule unübertroffen hervor, und nicht minder in den historischen Hülfswissenschaften: in Quellen-, Alterthumskunde und Urkundenlehre sind wir entscheidend. Wohl ist Stubbs Constitutional History of England eine wissenschaftliche That, aber schwerer wiegt doch Waitz's deutsche Verfassungsgeschichte.

Nicht immer ist es so gewesen. Mit den Staufern und ihrem Reiche ging das Bedeutende der Geschichtschreibung bei uns zu Grabe:[1]) eine historische

1) Vgl. Wachler, Gesch. der Künste und Wissenschaften; K. Hagen, Deutschlands Litteratur nach der Reformation; Wegele, Geschichte der deutschen Historiographie; Niebuhr, Vorträge über röm. Geschichte S. 2 ff.; Nitzsch, Gesch. der röm. Republik

Kleinkrämerei, eine spießbürgerliche Chronikirung wurde herrschend für Jahrhunderte, welche weit hinter Leistungen des Auslandes zurückblieb. Doch auch diese webte noch im Mittelalter mit all' seinen Sonderheiten. Erst als über dem ältesten Culturboden des damaligen Abendlandes, als über Italien, das erste Frühroth einer neuen Zeit emporbämmerte, erst da war das Licht für freiere Geschichtsbetrachtung gegeben. Im Vordergrunde strahlt Florenz, die Stadt der staatlichen Lehren und Versuche; seine Historiker versetzen uns mitten ins Leben des Tags, welches sie mit kundigem Auge beobachten und mit sicherem Griffel zu schildern wußten. Ihre geistige Vollständigkeit, vielseitige Begründung der Ereignisse, frische, gesunde Urtheile, das eigentlich Menschliche treten reiner zu Tage als bei den derzeitigen Historikern Frankreichs und Englands mit einer ritterlich höfischen Art. „Endlich faßte Machiavelli in seinen florentinischen Geschichten seine Vaterstadt vollkommen als ein lebendiges Wesen und ihren Entwickelungsgang als einen individuell naturgemäßen auf; der erste, der dies vermocht hat."

Der Aufschwung der Geister zog weitere Kreise; allgemach gesellte sich zur Geschichtschreibung ihre jüngere Schwester, die Geschichtsforschung, die historische Kritik. Als derjenige, welcher sie tastend einführte, darf Petrarka gelten. Man hat ihn den ersten modernen Menschen genannt. An Stelle des Gegebenen setzte er das Streben nach Selbsterkenntniß, um freien Sinnes an die Dinge der Außenwelt zu treten. In erhabener Großartigkeit äußerte Pico della Mirandola: „Gott hat am Ende der Schöpfungstage den Menschen geschaffen, damit derselbe die Gesetze des Weltalls erkenne, dessen Schönheit liebe, dessen Größe bewundere. Er band denselben an keinen festen Sitz, an kein bestimmtes Thun, an keine Nothwendigkeit, sondern er gab ihm Beweglichkeit und freien Willen." Welch ein Abstand von der finsteren Lehre der Vorherbestimmung! Die Renaissance hatte begonnen mit unendlicher Gestaltungsfülle; der Drang nach Ruhm und Ehre reihte Großthat an Großthat und reinigte die Welt von den Schlacken eines Jahrtausends. Das Ringen nach Befreiung vom Geisteszwange brach sich Bahn; die Antike wurde verjüngt, mit frischem Leben durchgeistigt und das Grundgestein gelegt über den Trümmern zerschmetterter Autoritäten. Die gewaltigsten Gegensätze, die schärfste Eigenart entstanden und das Zeitalter war fähig, sie zu ertragen. Leistungskraft und Schaffensfreude, dichterischer Schwung und künstlerische

---

I, 5 ff.; J. Burckhardt, Kultur der Renaissance; Geiger, Renaissance und Humanismus; Riehl, Freie Vorträge, zweite Sammlung S. 130; Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen, 1885. O. Lorenz, Die Geschichtswissenschaft 1886; H. Scherrer, Uebersicht der vaterländ. deutsch. Geschichtschreibung, 1886; Acton, Die neuere deutsche Geschichtswissenschaft 1887 u. a.

Begeisterung, Wunder- und Aberglaube paarten sich kraß mit spöttelnder Freidenkerei und ätzend rücksichtsloser Schärfe, mit Frivolität und Gemeinheit, mit dem Niedrigsten das Höchste.

Damals konnte Poliziano schon den Grundsatz aufstellen, daß nicht die Menge der Handschriften, sondern deren Alter und Güte entscheidend seien für Herstellung eines Textes; er soll behauptet haben, daß seine Zeit nie schlechter angewendet worden, als beim Lesen der den Priestern vorgeschriebenen Gebete. Und damals schrieb Laurentius Valla: „Ich befreie die Studirenden von den Netzen und Stricken der Sophisten." „Ich sollte mir verbieten lassen, etwas gegen Aristoteles zu sagen? Nein, ich werde trotz ihrer Aller aussprechen, was ich gegen Aristoteles auf dem Herzen habe, nicht um den Menschen anzuklagen, sondern um die Wahrheit zu ehren." „Moses, der erste und weiseste Schriftsteller, und die verehrungswürdigen Evangelisten müssen als Historiker bezeichnet werden." „Die Natur ist eben- oder fast dasselbe wie Gott." Valla soll sogar öffentlich geäußert haben: er gedenke Pfeile gegen Christus zu werfen. Und ein Mann, der also dachte und schrieb, lebte in Rom als Schützling und Beamter des Papstes; that es, obwohl er mit fester Hand die Schenkungsurkunde Kaiser Konstantins zerschnitt, die als unantastbarer Rechtstitel für den Länderbesitz des heiligen Stuhles gegolten hatte.

Modern wie der ganze Mensch ist die Kritik dieses Actenstückes, wohl zu unterscheiden von subjectiven Zweifeln, die schon vorher verlautet waren. Er prüfte es sachlich, sprachlich und geschichtlich. Die Sprache erschien ihm zu unklassisch-mittelalterlich, mithin jünger als Konstantin; die äußere Gewähr für Glaubwürdigkeit genügte nicht, denn daß Päpste die Urkunde jahrhundertelang als echt angesehen hatten, war ihm kein Beweis.

Nur noch wenige Decennien, und auf dem Stuhle Petri saß der gelehrte Leo X., unter dem das Heidenthum fast öffentliche Geltung erlangte. Als auf dem Capitol ein Brunnen gelegt wurde, schallte das Weihgebet: „Wir haben das Gefäß gegründet, erfülle Du, o Jupiter, es mit Regen und sei den Vorstehern Deines Felsens gnädig."

Ein Orkan der Geister war über die Welt gebraust und hatte die dumpfe Luft des Mittelalters zertheilt; der Boden für voraussetzungslose Geschichte schien geschaffen. Man hätte glauben sollen, daß sie glänzend neben die Gebilde eines Raphael und Michelangelo, eines Boccaccio und Ariosto getreten wäre, aber solch' Ergebniß wurde doch nur theilweise erreicht. Das Alterthum mit seinen Schätzen wirkte überwältigend, berauschend; man wußte kaum Besseres, als es zu erfassen, es kennen und verstehen zu lernen, man suchte es in philosophisch-antiquarischem Sinne, es taumelhaft staunend zu erfassen, und noch bevor diese Periode der Aneignung überwunden und in die verarbeitend historische ge-

wandelt war, begann der sprossende Baum der Renaissance zu ersterben. Dennoch vermochte seine gewaltige Triebkraft auch in der Geschichte eine Litteratur zu erzeugen, welche die des Auslandes weit überragte. Bewußt oder unbewußt drängten die damaligen Söhne Italiens auf Genuß; man war Gourmand in Kunst, Poesie und Wissenschaft, — zu rasch wurde der Gaumen übersättigt.

Der deutsche Humanismus lenkte in ähnliche Bahnen: eine gesuchte Vorliebe für Gelehrsamkeit machte sich breit und erzeugte eine Art von Kaste. Die klassische Philologie war gebietend, sie galt als gemeingültige Wissenschaft und damit hing zusammen, daß man über Römer und Griechen die Vergangenheit des eigenen Volkes vergaß oder elend verkannte. War bis dahin zwar hausbacken aber doch natürlich gedacht und deutsch geschrieben, so fühlte man sich jetzt gebildet; man verachtete die Volkssprache, hatte viel gelesen, das Bedürfniß es zu zeigen und goß sein Vermögen in lateinische Formen. Lebendiger Rückwirkung der Menge auf Geschichte und der Geschichte auf die Menge war selbstmörderisch eine Schranke gesetzt. Von der Straße mit ihrem Unrath und Sonnenglanze, aus der Halle des werkthätigen Bürgers war die Göttin der Geschichte in die Stube des Gelehrten getreten, wo Licht und Luft gebrach und oft ihre Wangen verblaßten.

Ueber die ästhetisch-philologische Zeit schlug die Brandung theologischer Kämpfe zusammen, wenig geeignet für ruhige Betrachtung der Vergangenheit. Zwar an Menge gab es genug, in Sleidan und Aventin traten auch hervorragende, gründliche Historiker auf, frische Unmittelbarkeit aber fehlte. Man brauchte Waffen für den Streit der Meinungen und fand sie vielfach in Berichten des Mittelalters. Die Evangelischen suchten und veröffentlichten solche zum Beweis, wie die jetzige Kirche vom Uebel; die Katholiken rafften sich auf in der Ueberzeugung ihres unveräußerlichen Rechtes. Noch benutzte man die Autoren der Vergangenheit schlechtweg als Geschichte, nicht als bloße Quellen; man durchforschte sie nicht mit dem lauteren Streben nach Wahrheit, sondern um mit ihnen zu wirken, verletzen oder vertheidigen zu können. Die Geschichte wurde vielfach polemisch, selbst in großen Sammelwerken, wie dem der Magdeburger Centuriatoren, trotz sauberer Paragraphen und hoher, unlesbarer Gelahrtheit. Die Voraussetzungslosigkeit der Renaissance bot geeigneteren Raum, als die Rechthaberei des Bekenntnisses; erlahmt sank die Geschichte zur Dienerin der Theologie hinab, die Wissenschaft des Glaubens war Herrscherin der Geister geworden und dem entspricht die selbständige Ausbildung der Kirchengeschichte. Wer dem theologischen Streite ferne stand, vertiefte sich gern in antiquarische Forschung.

Der dreißigjährige Krieg wurde gefochten, alle Völker Europas tummelten

sich auf deutschem Boden; unter Blut und Leichen vergaß man einer großen Vergangenheit, die Sprache erhielt eine internationale Färbung, die Geschichte Neigung zum Universalen. Daneben behauptete sich der Partikularismus in den Geschichten von Einzelstaaten und eine Art Reichsgeschichte in der des Hauses Habsburg. Aber schon geschah eine Wandlung. Todesmatt lernten Katholiken und Evangelische sich vertragen, sich anzuerkennen und einzuleben. Die kirchlichen Interessen traten damit vor politisch-juristischen zurück, die Stände begannen als maßgebende Macht dem Kaiserthume entgegenzutreten, die Aufnahme des römischen Rechtes übte seine tiefgreifende Wirkung. Dann kam 1688 die englische Revolution mit ihren Folgen. Alles wirkte zusammen, um die Geschichte in andere Bahnen zu bringen. Man vertiefte sich mehr, verarbeitete größere Stoffmengen, ging stärker auf Einzeldinge ein und zog Verfassung und Verwaltung in Betracht. Von besonderer Wichtigkeit ist hier Pufendorf gewesen: ein Wiederhersteller wissenschaftlichen Denkens in Deutschland. Er wirkte als Historiker und Lehrer des Natur- und Völkerrechtes, die Freiheit jedes religiösen Bekenntnisses fordernd. Kraftvoll suchte er den Bann der Theologie zu durchbrechen und muthig eiferte er gegen unnöthigen Ballast des Alterthums.

Bei all diesen verheißungsvollen Ansätzen fehlte es aber doch am Wesen der Wissenschaft: an Methode. Noch tastete man unsicher umher. Nicht selten wurde etwas verworfen, weil es unwahrscheinlich oder unbequem erschien; zumal die Jesuiten zeichneten sich als rührige Verneiner aus: weder Heiligenleben noch Urkunden blieben vor ihnen sicher. Dem widersetzten sich die Benedictiner von St. Maur. Um jedoch das Echte behaupten zu können, mußten auch sie das Unechte ausscheiden und aufgeben, was ernste Arbeit erheischte, die positive Regeln ergab. Der hervorragendste unter ihnen ist Mabillon. Im Jahre 1668 begann er die Acta Sanctorum ordinis S. Benedicti und 1671 erschienen seine De re diplomatica libri VI, beides bahnbrechende Werke, auf festem wissenschaftlichem Untergrunde. Das zweite derselben hat einen eigenen Zweig im Fache begründet, die Urkundenlehre, deren Wichtigkeit steigt mit ihrer unendlich zunehmenden Fülle. Ueber ein Jahrhundert ist die Urkundenkritik älter als die der erzählenden Quellen und ihr doch erst in allerneuester Zeit wieder ebenbürtig geworden.

Freilich hatte schon 1624 Cluver die älteste Geschichte Roms für ungewiß erklärt und 1685 erörterte Perizonius, daß bereits die Historiker des Alterthums bisweilen verschiedene sich widersprechende Erzählungen benutzten, die für die früheste Zeit Roms wohl aus Liedern entstanden seien. Damals schrieb Leibniz seine Annales imperii, worin Kenntniß mit staatsmännischem Blicke und historischer Einsicht gepaart erscheint, erzählende Quellen und Ur-

kunden sich wechselseitig ergänzen. Wie er die deutsche, so behandelte der Franzose Tillemont die römische Kaisergeschichte mit sichtendem Geiste und Zusammenfassung des Gesammtmaterials, während in Italien Muratori eine große Quellensammlung veranstaltete. Und neben diese Männer traten andere, in Frankreich, England, Dänemark, Spanien und Italien. Ihre Darlegung ist durchweg breit und trocken, nicht selten in unverkennbarer Abhängigkeit von der Rechtswissenschaft, so daß die Geschichte hinter einander im Dienste dreier Fremdfächer gefrohndet hat: der Philologie (Humaniora), der Theologie und Jurisprudenz.

Doch nun strebte eine neue Wissenschaft empor, welche alle zusammenfassen wollte: die Philosophie, der bald die Naturwissenschaft zur Seite trat: gleichsam das Morgenroth der Zukunft. Trotz grundverschiedener Methoden arbeiteten sie sich vielfach zu Nutz; die Freidenker bedurften der naturwissenschaftlichen Ergebnisse in ihrem Kampfe gegen das Alte, und Freidenker und Philosophen waren ziemlich gleichwerthige Begriffe. Auf Grund bestimmter Forschung mußte man vielfach verwerfen, was die Voreltern geglaubt und geleistet hatten, lebte man sich ein in Verstandesdünkel und Selbstüberhebung, geneigt, über das Hergebrachte abzusprechen. Stolz nannte das achtzehnte Jahrhundert sich das „philosophische", den Fortschritt erklärte man gerne als Frucht philosophischen Geistes. Der größte Mann der Zeit, Friedrich II., war der „Philosoph von Sanssouci", der gelesenste und einflußreichste Schriftsteller Voltaire, der Philosoph von Fernay. Bald gedieh es dahin, daß die tiefsten Denker Modephilosophen wurden, während die geschichtlichen Annalen eines der bedeutendsten, die Leibnizens, ungedruckt im Staube lagen.

Die Geschichte sollte sich der Richtung anbequemen, eigentlich nur ein Zweig derselben sein. Alle Schwächen der Schöngeisterei hielten Einzug bei ihr.

Wie die Wandlung in Naturwissenschaft und Staatswesen, so nahm auch die der Geschichte ihren Ausgang von England, um sich alsbald nach Frankreich hinüberzubegeben, sich zu sättigen an französischem Wesen. Bayle erklärte die Ueberlieferung für gefälscht, Bolingbroke, daß ein Welt- und Staatsmann tiefer in das Völkerleben eindringe, als alle Gelehrsamkeit. Frankreich, seit Ludwig XIV. das Land des „guten Tons", lieferte die ersten Muster der skeptisch-philosophischen Geschichtsbehandlung, die ihre Höhe in Montesquieu's Esprit des lois erreichte. In diesem Werke entspringt jede Staatsform den Sitten der betreffenden Menschengruppe, ist bedingt durch Wohnort und Klima. Solche ernstgemeinten Untersuchungen wurden bald überflügelt durch die Schriften Voltaires, welche prickeln und gefallen wollten, welche die letzten Fesseln der Tradition und geistlich-juristischen Richtung zersprengten. Er fand ein Heer von

Nachahmern, das sich mit den Grundlagen nicht sonderlich plagte. Ohne lange Bedenken nahm man die Quellen, wie sie vorlagen, so daß selbst ein Montesquieu über die Politik des Romulus, wie die Cäsars urtheilte; oder man verschüttete das Kind mit dem Bade, man glaubte oder verwarf, ohne eigentlich zu wissen warum? Die Schriftstellerei war geistreich und oberflächlich, oft frivol mit negativem Zuge und speculativer Betrachtung, bestrebt auf Gedankenreichthum und Fülle, vor allem auf Wirkung. An Stelle von Staat und Gebieter trat nicht selten die Menschheit.

Von derselben Wurzel ausgehend, doch gehaltvoller und gediegener, erweisen sich die damaligen britischen Meisterwerke historischer Kunst, als deren namhafteste Verfasser Hume und Gibbon gelten. In der Feindschaft gegen die Kirche, der Abkehr vom Mittelalter entsprechen sie Voltaire und den Encyklopädisten. Ueberschätzung der Gegenwart und ihrer Ideen machte bisweilen ungerecht gegen die Vergangenheit und unwissenschaftlich in der Behandlung. Und doch erhielt die Geschichte durch Gibbons Geist ein Vorbild für Jahrzehnte und leitete hinüber zur neuen Aera, wo Forschung und Darstellung, Vielseitigkeit und Takt in einander wirken.

Neben der schöngeistigen behauptete sich von früher her die gelehrtpedantische, so daß Lessing in einem seiner Litteraturbriefe sagen konnte: „Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen garnicht arbeiten und diese wollen nichts als das.“ In der Wirkung überwog die erstere durchaus.

Freilich auch sie war vergänglich. In Paris that Mably bitter und schonungslos ihre Schwächen dar; in Deutschland griff Lessing die aufdringliche Hohlheit der Franzosen an; aus der positiven Kritik gelangte F. A. Wolf zu der Aufgabe eines rein wissenschaftlichen Bildes vom Alterthume; Winckelmann schrieb seine Geschichte der bildenden Kunst, worin er mit sicherem Auge und ahnendem Geiste die griechischen Meisterwerke aus römischen Bildwerken erkannte; Justus Möser erklärte Zustände und Erscheinungen seiner Osnabrückischen Heimath als geworden, historisch entstanden; Herder, daß Dichtung, Litteratur und Gottesglaube der Ausdruck inneren Volksgeistes seien; Schlözer brachte Licht und Ordnung in die Massen der Universalhistorie und suchte nicht blos den Fortgang, sondern auch den Fortschritt der Menschheit zu erweisen. Kant stellte den Satz auf vom kategorischen Imperative, dem Ernst und der Sittlichkeit in Leben und Wissenschaft, Schiller vertrat ihn mit glänzender Sprache, machte die Geschichte volksthümlich und gelesen, und was ihm an Kenntnissen gebrach, besaßen Johannes von Müller und Schlosser.

Das geistige Schwergewicht begann in Frankreich zu sinken und sich nach Deutschland zu verschieben. Doch noch blieb die Philosophie gebietend; sie

verlieh den übrigen Wissenschaften gleichsam den Stempel, nur war es nicht mehr die leichtgeschürzte, schöngeistige, sondern jene, der Kant die Pforten geöffnet. Und während so die Philosophie vorwaltete, ebnete sie den Geschwistern unwillkürlich den Boden, führte sie unter ihrem Fittige aus Bibliothek und Laboratorium hinaus in das Leben.

Da erhielt die kosmopolitisch-verneinende Richtung plötzlich greifbare Gestalt in der französischen Revolution. Hatte man bis dahin die Art der Vorfahren, ihr Thun, Treiben und Denken, für Dummheit gehalten, so galt es jetzt als Wahnwitz. Die schlimmste Wirkung der Theorienherrschaft trat ein: die Abstumpfung des Sinnes für Thatsachen. Durch das Fallbeil wurde gleichsam Alles zu Gegenwart, wurde die philosophische Zeit die der Geschichte. Dies, obwohl die Revolution selber im Grunde philosophische Bewegung war. An ihrer Spitze steht ein philosophisches Programm: die Erklärung der Menschenrechte; alle historischen Ansprüche im Staat und Stand wurden vernichtet für ein ausgedachtes Urrecht der Menschheit. Man huldigte dermaßen der Gleichheit, daß die Freiheit darob in Trümmer ging. Doch indem der Zeitgeist sich praktisch bekundete, übersättigte er sich, brach er zusammen unter der Wucht der Ereignisse. Der größte Sohn der Revolution, Napoleon Bonaparte, führte seine siegreichen Regimenter durch die Culturstaaten des Festlandes. Vernunftprincipien verdrängten rücksichtslos das Gewordene, die Gesammtmonarchie erklärte jedem Sondertriebe den Krieg. Frankreich war bereits historisch geworden, als Deutschland noch dachte und träumte in alter Ueberlieferung.

Jetzt raffte es sich auf. Ein Weltbürgerthum bedeutete Untergang des Vaterlandes; wollte man retten, so mußte man ebenfalls historisch und zugleich national werden; wohl oder übel, man mußte! die Thatsachen blieben mächtiger als das System. Aus der geknechteten Gegenwart flüchtete man in die Vergangenheit; in ihr suchte man sich und seine Eigenart zu erkennen, in ihr Trost und Muth für die Zukunft. War man in der Revolution vom Rechte der Natur ausgegangen, so erhob sich jetzt das der Nationalität. Daß solche Wandlung nicht schnell und gewaltsam kam, entsprach der Schwerfälligkeit des Deutschen, der Geistesrichtung, welche zu tief die Menschen durchsättigte und noch in Vollkraft stand. Auch das Neue mußte sich erst verstehen, sich vertrauen lernen. Und das hat es gethan. Die französische Bedrückung wurde zur Wiege der heutigen Historiographie.

Stenzel faßte den Plan zu seiner Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, um damit zu zeigen, „wie tapfer und frei unsere Väter" gewesen. Und noch bevor die Stunde der Erlösung schlug, noch vor 1813, erschienen Grimms Kinder- und Hausmärchen, Niebuhrs Römische Geschichte und Eichhorns Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte.

Eichhorn gab ein Gesammtbild der Entwickelung seines Volkes im Rechts- und Verfassungsleben, aus den Quellen entnommen und nicht von außen her philosophisch zusammengestellt. Das reiche Leben der Vergangenheit, welches er eröffnete,. durfte die Gegenwart stählen und stärken. Die deutsche Rechtsgeschichte wurde geschaffen.

Anders Niebuhr, der Begründer moderner Geschichtskritik: ein Mann von leidenschaftlichem Wahrheitsdrange. Er bewies und stellte deshalb als Gesetz auf, daß den späteren Quellen zur römischen Geschichte eine ältere Ueberlieferung zu Grunde liege, welche es herauszuschälen gelte. Hiefür böten die Einrichtungen Anhalt, weil sie das Gepräge ihrer Entstehung trügen. Um sie klar zu legen, griff er zum Vergleiche. Untersuchung der Quellen und Einrichtungen gingen bei ihm Hand in Hand. Mit dem Eifer des Forschers und der Energie eines Charakters stellte er sich in den Dienst prüfender Erkenntniß; sowohl was falsch ist, als auch das Richtige wollte er feststellen und zur Anschauung bringen. Ihm zufolge darf der Historiker nie vergessen, daß jede Geschichte nicht das erzählte Ereigniß, sondern nur den Eindruck desselben wiedergiebt, erst aus diesem muß das Bild des Vorganges gewonnen werden und endlich der Gelehrte nicht mehr mit den Augen des Berichterstatters sehen, sondern über ihnen hinweg bis zur ursprünglichen Gestalt des Geschehenen, wie ein Augenzeuge und Mitlebender. Er soll den Standpunkt zu erkennen wissen, von wo, und die Medien, durch welche der Schriftsteller arbeitete. Da nun aber das Ueberlieferte nur lückenhaft bleibt, so hat der Historiker mit kecker Hand die fehlenden Gruppen zu ergänzen und aus einzelnen Zügen ein Gemälde zu schaffen. Es war Niebuhr Bedürfniß, sich in die Charaktere zu vertiefen und den Dingen von innen heraus gerecht zu werden.

Wie vielfach er in Einzelheiten geirrt haben mag, seine Grundsätze blieben maßgebend, sind gleichsam zur Lebensluft unserer heutigen Wissenschaft geworden, um so mehr als die Herausgeber der Monumenta Germaniae die Quellenkritik für das Mittelalter, Ranke sie für die Neuzeit anwandten. Jene große Sammlung hat durch Vertiefung in die Arbeitsweise mittelalterlicher Erzähler allmählich eine Technik des Untersuchens auf gegenseitige Quellenbenutzung erreicht, die man fast wie ein Handwerk lernen und lehren kann. Und der Prüfung von Quellen ist neuerdings die der Urkunden zur Seite getreten. In seiner Beilage: Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber wollte Ranke beitragen „zur Sammlung eines unverfälschten Stoffes für die neuere Geschichte, zu einem gründlichen Urtheile über Natur und Werth der über sie vorhandenen urkundlichen Schriften, so viel oder so wenig er vermag". Mit dieser Studie war die Bahn gebrochen, auch hier als Vorbedingung

höherer Wissenschaft die Ergründung und Abwägung der Quellen gestellt. Wohl konnte es nun noch gute Forscher geben, denen die Gabe der Darstellung versagt blieb, aber nicht mehr gute Geschichtschreiber, die nicht auch bedeutende Forscher wären. Als gefeiertster derer, die beides vereinen, gilt bekanntlich gerade Ranke, und der äußerte von vorne herein, er wolle blos sagen, wie es eigentlich gewesen, während er später in der englischen Geschichte meinte (II, 103): „Ich wünsche mein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden zu lassen." Er deckt sich da mit W. v. Humboldt, der von der Geschichte die reine „Darstellung des Geschehenen" fordert.

Der Boden war geschaffen, auf dem sich der massive Quadernbau neuester deutscher Historiographie erheben konnte: das Jahr 1824, wo Rankes erstes Werk erschien, darf als Geburtsjahr der ausgebildet kritischen Epoche gelten. Kurz nachher, schon 1827, arbeitete sogar Niebuhr seine römische Geschichte um. Von jetzt an suchte der wahre Meister den Zweck der Geschichte nicht mehr außerhalb, sondern in ihr selber. Ranke und seine Schule sind mitbestimmend geworden für den Geist der Zeit.

Die Philosophie wurde jetzt von der jüngeren Wissenschaft zurückgedrängt, sie wies den meisten Geschwistern die Bahn. „Die Philosophen selbst wurden Historiker und verwandelten ihre Spekulationen in Thatsachen. Kuno Fischer eröffnete eines seiner Werke mit der Erklärung der Philosophie als Selbsterkenntniß der Geschichte. Schaarschmidt auf der entgegengesetzten Seite bezeichnete Philosophie und Geschichte als ein und dasselbe." Ganze Zweige der Wissenschaft nahmen eine andere Richtung: die Archäologie z. B. wandte sich von der Aesthetik zur Geschichte und wurde Alterthumskunde. Freilich blieb auch die Siegerin dem Wandel alles Irdischen unterworfen. Zunehmend mehr trat ihr die Naturwissenschaft an die Seite und ganz neuerdings macht sich wieder eine Schwenkung zu Gunsten der Philosophie bemerkbar.

Eigenthümlich und wichtig für den Einfluß der Rankeschen Schule wurde, daß die beiden Hauptvertreter derselben: Sybel und Waitz grundverschiedene Naturen aufwiesen, sich gleichsam wechselseitig ergänzten. Dieser wirkte mehr als Charakter, Sybel durch Talent, jener imponirte den Geistern und dieser gewann die Herzen. Waitz war eigentlich unpersönlich, ihn interessirte die Leistung unvergleichlich mehr als der Leistende; seine eckig ernsten Züge zeigten den sachlichen, energischen, etwas unnahbaren Holsteiner, den Mann der eigenen Arbeit, den Sohn beschränkter Verhältnisse. Ganz anders Sybel, das Kind vornehmer Eltern und der lebenslustigen Rheinlande; seine Lippen umspielte gern ein freundliches Lächeln, er zeigte sich vielseitig, anregend, unterhaltend, entgegenkommend und voller Theilnahme, durchaus als Neigungsmensch. Waitz erschien den Seinen anbetungswerth, als unantastbar

höchste Instanz, schon sein Dunstkreis geheiligt, sein Wort wie Orakel, das man geheimnißvoll flüsternd verbreitete. Dahingegen kam Sybel mit schwankem Schritte ins Seminar, so und so viele Bücher unter dem Arme, betrachtete heiter die vor ihm sitzenden Leutchen, öffnete das Buch und begann die gemeinsame Arbeit. Von der weihevollen Feierlichkeit des Waitzschen Zimmers war im Bonner Kunstauditorium wenig zu verspüren. Für Durchschnittsmenschen wirkte Waitz entschieden als besserer Lehrer; er brachte die Fähigkeit bei zu Arbeiten und prägte mit fester Hand den Stempel seiner Methode auf; eigenartige Köpfe hingegen erdrückte leicht die Wucht seines Wesens. Umgekehrt suchte Sybel gerade Selbständigkeit und Sonderart zu erwecken, ließ ihnen weitesten Spielraum, umhegte sie eigentlich nur und klärte sie innerlich. Er war deshalb der gegebene Lehrer für genialere Köpfe. Dieselben Leute, aus denen Sybel nichts machte, erzog Waitz zu tüchtigen, gewissenhaften Fachmännern, während diejenigen, deren Entwickelungsgang Waitz vielleicht geknickt oder abgelenkt hätte, grade Sybels Material bildeten; jener beeinflußte mehr sachlich, dieser persönlich. So kam es denn, daß die Waitzianer durchweg den Spuren des Meisters getreu im Mittelalter thätig blieben, wogegen aus Sybels Seminar die verschiedenartigsten Talente hervorgingen, welche in ungewöhnlicher Anzahl auf akademische Lehrstühle berufen, doch ohne inneren Zusammenhang blieben, von keinem gemeinsamen Bande umschlossen. Meines Wissens wagten echte Waitzianer nur selten und ungern andere Ergebnisse als der Lehrer, während Sybel noch bis auf den heutigen Tag im wissenschaftlichen Kreuzfeuer steht.

Es ist nicht unsere Absicht, der jetzigen Geschichtswissenschaft in ihre vielgebühnten Räume zu folgen, nur einige Betrachtungen seien gewährt.

Als wichtigste Errungenschaften der modernen Geschichte kann man wohl drei Dinge bezeichnen: 1) das historische Denken, 2) die Fähigkeit Alles in sich aufzunehmen und zu verwerthen, und 3) die Methode.

Von diesen setzt das historische Denken die höchste Geistesfähigkeit voraus. Viele glauben sie zu besitzen und nur wenigen ist sie eigen. Sie besteht in der Kunst, sich ein rein objectives Bild der Vergangenheit zu gestalten, losgelöst von den Anschauungen und Strömungen des Tags; es ist die Fähigkeit sich in das Geschehene zu versetzen, in und mit ihm zu leben, gleichsam als Zeitgenosse zu schauen, zu denken und zu empfinden, oder richtiger aus ihr heraus zu empfinden. Ihre Bedingungen beruhen auf dem Zusammenfluß gründlicher und umfassender Bildung, auf Selbstverläugnung und sicherer Vorstellungskraft, auf „Sinn für die Wirklichkeit", vielleicht auch auf Gemüth. Wie der Maler muß der Historiker das Gesammtbild, wie der Dichter das Werden und Vergehen im Auge des Geistes erschauen, aus der Vergangenheit

auf die Gegenwart schließen, in dieser das ihr Eigene, das sie Unterscheidende erkennen und das Zukünftige ahnen.

Die großen griechischen Geschichtschreiber haben das Vermögen des historischen Denkens besessen, bis es sich in der allgemeinen Erlahmung der Fähigkeiten verlor. Schon Polybius ging wesentlich von seiner Zeit aus und übertrug ihre Meinungen in die Vergangenheit. Der enge Gesichtskreis, die Einseitigkeit und Vorurtheile des Mittelalters hemmten von selber einen höheren Flug. Erst die Neuerweckung der Antike in der Renaissance entwickelte wieder die Vorstellungsgabe, doch da die Interessen eine antiquarisch-ästhetische Richtung nahmen, so vermochte sie sich nicht frei und unbeeinflußt zu entfalten, bis ihre Gebilde mit der rückwogenden theologischen Hochfluth abermals hinweg geschwemmt wurden. Wenn den mittelalterlichen Berichterstattern die alten römischen Patricier als Ritter erschienen, so dachten sich die holländischen Maler Pontius Pilatus als zeitgenössischen Juden mit Turban und Kaftan, und vor Ludwig XIV. tänzelten die Helden Roms auf hohen Hackenschuhen, mit Allongeperücke, den Salondegen an der Seite. Auch die Aufklärung leistete hier nicht, was man hätte erwarten sollen, wohl, weil auch sie nicht eigentlich historisch, sondern mehr schöngeistig-philosophisch vorging, sie vom eigenen Werthe zu sehr durchdrungen blos herablassend auf vermeintlich niederstehende Jahrhunderte blickte. Am meisten geschichtlicher Sinn scheint sich in Italien behauptet zu haben, dessen politische Kämpfe und Wechselfälle den Blick erweiterten, dessen Denkmale an eine große Vorzeit gemahnten. Erst als die französische Revolution die bisherige Denk-, Empfindungs- und Lebensweise in einen großen Trümmerhaufen verwandelt und neue Gedankenkreise verwirklicht hatte, erst da vermochte sich der historische Geist neu zu erheben, gestärkt durch Forschung und Kenntniß, konnte er die Ruinen überschweben in stillem Flügelschlag.

Eins seiner augenfälligsten Merkmale ist der historische Roman.

Als zweite Haupterrungenschaft der Geschichtskunde darf die Fähigkeit gelten, Alles in sich aufzunehmen, Alles zu verarbeiten, sich die verschiedensten Gegenstände und Hülfsmittel dienstbar zu machen, dadurch zu ergründen und zu wirken. Die Ausdehnung ist das Zeichen ihrer Freiheit; so lange sie anderen Wissenschaften diente, konnte sie unmöglich gedeihen. Die älteren Gelehrten pflegten sich mit Chronisten, officiellen Urkunden und gedruckten Büchern zu begnügen, der jetzige zieht Privatbriefe und Memoiren an's Licht, die geheimen Berichte der Diplomaten. Er sucht, was zwischen den Zeilen steht, die Ursachen, die verborgenen Fäden und Absichten. Der Blick wurde fast endlos erweitert, das Material wuchs in's Unübersehbare. Aus den Höhlen der Berge, aus dem Schoße der Erde, aus der Tiefe der Seen förderte der Forscher die

Funde der Vorzeit zu Tage, aus dem Staube einst ängstlich verschlossener Archive die Urkunden, Handschriften aus Bibliotheken; unscheinbare Münzen, stolze Dome, verwitterte Inschriften, vergilbte Pergamente, fratzenhafte Handzeichnungen der Codices und verrostete Waffen der Gräber, Alles, Alles liegt ausgebreitet vor dem Throne der Geschichte, auf jedes lenkt sie ihr prüfendes Auge.

Die Geschichte hält hier gleichsam den Spiegel des Menschengeistes, je vielseitiger sich dieser entfaltete, um so reicher wurde auch sie. Als äußerer Beleg kann die verwandte Kunstthätigkeit gelten: früher malten die italienischen Meister ihre Madonna und immer wieder eine Madonna, die Holländer ihren ländlichen Kohlkopf und die Deutschen ihr philiströses Porträt; jetzt dagegen sind die Schranken stofflichen Könnens gefallen: jedes Gewand, jede Stimmung, jede Naturerscheinung, jede Leidenschaft, jeden Typus und jede Bewegung vermag der Maler auf die Leinwand zu zaubern. Die zunehmende Fülle des Innenlebens, die verstärkte Empfängnißfähigkeit ist geradezu ein Merkmal des Culturmenschen, womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß der Umfang auch die Tiefe bedinge, im Gegentheile nur zu oft verflacht die Ausdehnung den Gehalt; der Mensch besitzt eben eine Grenze des Vermögens.

Das dritte Kennzeichen ist die Methode. Dadurch, daß erlauchte Geister den Pfad fanden, den dann viele Menschen betraten, die nach gleichem oder verwandtem Ziele strebten, daß einer sah, wie der andere es machte, es von ihm erlernte oder ihn vervollkommnete, entstand eine Gleichmäßigkeit der Behandlungsweise, eine Technik der Arbeit, bildete sich Methode aus. Ihr entgegen wirkt gewissermaßen die Individualität. Individualität und Methode zusammen bilden oft eine bestimmte Art der letzteren, deren Ergebniß eine Schule sein kann, d. h. ein Kreis von Jüngern, welcher wesentlich in der Weise des Meisters arbeitet. Grundlage der Methode ist klares Denken; ihr Ziel Ermittelung des Thatbestandes, das jeglicher Wissenschaft: die Wahrheit.

Auf dem weiten Gebiete der Geschichte kann man die verschiedensten Aeußerungen der Methode finden: Methode im Sammeln, im Verarbeiten, in der Auffassung, in der Gruppirung, in der Untersuchung, in der Darstellung. Durchweg drängte die Methode auf Specialisirung, auf gründliche Einzelarbeit.

Ihre bedeutendsten Erfolge errang sie in der Kritik, namentlich der Quellen von den Quellen, ohne jedoch auch hier völlig sicheren Boden zu gewinnen. Im Alterthume z. B. finden sich zwei Richtungen, eine philologischer Natur, eine mehr historische; jene pflegt von gleichen oder verwandten Worten und Gedanken auszugehen, diese sich an Thatsachen zu halten, worüber aber beide bisweilen vergessen, ob die Folgerung auch möglich, ob das als ursprüngliche Quelle Herausgeschälte auch wirklich primär sein kann.

Mit den Errungenschaften, dem Guten und Werthvollen entwickelten sich

auch Gefahren und zwar verschiedener Art, subjective, aus dem Stoffe erwachsende, und objective, im Fache beruhende oder sich eindrängende. Zwei treten von außen heran, zwei wirken innerlich, das sind: Philosophie und Naturwissenschaft, Specialität und Standpunkt.

Zunächst erstere. Höhere Geschichte kann weder der Ergebnisse von Philosophie noch Naturwissenschaft entrathen, doch gedeihen sie zur Gefahr, wenn sie übermächtig werden, sie mit abweichendem Systeme und anderen Zielen die Thatsachen beeinträchtigen, statt daß die Thatsachen sie lenken und bedingen.

Das Wesen der Geschichte ist das Werden.[1]) Aus ihm ergiebt sich eine Doppelfrage: wie geschieht die Entwickelung und wohin führt sie? oder: was sind die Factoren und welches ist ihr Ergebniß? oder: was sind die Ursachen und was die Wirkung? Beides hat Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zusammengefaßt. Der Mensch gilt ihm bestimmt, alles zu erreichen, wozu die äußere Möglichkeit und die innere Kraft und Anlage gegeben wurde. Während er darnach strebt, strebt er nach Vervollkommnung, nach reinerer Ausprägung der Humanität und in diesem Entwickeln beruht sein Glück. Erscheint hier schon der Vordersatz bedenklich, so die Folgerung falsch, denn nur Wenige streben nach Vervollkommnung, unter ihnen Herder selbst, das Ziel der Masse ist von vorne herein das Glück, oder richtiger das, was sie für Glück hält; der Trieb der Selbsterhaltung, der Kampf um's Dasein beherrscht den Einzelnen, die Völker, die Menschheit. Legte man der Geschichte also den Herderschen Satz zu Grunde, so trübte man sie in ihrem Wesen.

Bald wurden Ursache und Wirkung stärker gesondert, diese vorzugsweise in idealphilosophischer, jene in socialistisch-naturwissenschaftlicher Richtung weiter geführt und zwar mit steigender Entfremdung vom mütterlichen Boden.

Als Hauptvertreter der idealphilosophischen Richtung gelten Kant, Fichte, Schelling und Hegel. Der Nerv ihrer Betrachtung ist: ob die Entwickelung eine fortschreitende, ob die Geschichte ein Werthergebniß biete und welches? Sie alle bejahen dies und erkennen als Wirkung: den Staat. Nach Kant darf man die Geschichte der Menschengattung im Großen als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur ansehen, um eine innerlich und zu diesem Zwecke auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung zu Stande zu bringen als einzigen Zustand, in welchem sie alle Anlagen der Menschheit völlig entwickeln kann. Bei Fichte vollzieht sich die Geschichte im Staat und durch den Staat, der, ursprünglich ein egoistisches Werk der Noth, doch zugleich

1) Vergl. hier namentlich Bernheim, Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie 1880.

durch eine Kunst der Natur deren höhere Zwecke erfüllt. Schelling meint: in der Rechtsordnung des Staates vollziehe sich die Vereinigung der subjectiven Freiheit mit der objectiven Nothwendigkeit des Gesetzes. Hegel sieht das Höchste in der sittlichen Freiheit der Person, indem sie sich den Gesetzen unterwirft, verschwindet der Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit; der Staat und dessen Gesetz bilden ihm die rettende Lösung. Ihm ist Geschichte der Entwickelungsgang des Weltgeistes, als dessen Wesen die sich selbstbestimmende Freiheit des Bewußtseins dasteht, so daß der Inhalt der Geschichte nichts anderes sein kann, als der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit. Nur das gilt ihm als Geschichte, was in der Entwickelung des Weltgeistes eine wesentliche Epoche ausmacht.

Diese Männer begaben sich mit falsch übertragener Methode an die Thatsachen, weil sie von der Philosophie ausgingen, statt von der Geschichte; jene construirt, die Dinge der letzteren ereignen sich. Ein nicht historischer, sondern philosophischer Vorwurf ist der Kern ihrer Gedanken: das Problem der Freiheit und Nothwendigkeit. Deren Ausgleich im Staate erkennend überschätzten sie diesen, unterschätzten sie die nichtstaatlichen Bethätigungen des Menschengeistes in Gewerbe, Religion, Kunst und Wissenschaft. Es ist eine Betrachtungsweise, die eigentlich nur dadurch verständlich, daß ihre Vertreter zunächst den preußischen Staat vor Augen hatten, in dem sie lebten und wirkten. Darüber verkannten sie, daß der Culturstaat als solcher sich keineswegs immer mit den Bedürfnissen seiner Bürger deckt, daß das Ideale nicht der bloße Staat, sondern der Nationalstaat ist, sein Zusammenfall mit dem Volksthume. Nehmen wir ein bestimmtes Beispiel, etwa Oesterreich: es wurde zufällig zusammenerobert und -geheirathet, voll Haß und Erbitterung stehen sich innerhalb desselben die verschiedenen Nationalitäten gegenüber und doch soll sich in seiner Rechtsordnung die sittliche Vereinigung der subjectiven Freiheit mit der objectiven Nothwendigkeit des Gesetzes vollziehen! Ja, auch der Nationalstaat bleibt unvollkommen, sobald er nicht auf dem Volksthume sondern etwa auf der Monarchie, der Person des Herrschers beruht. Das Frankreich Ludwigs XIV. war gewiß ein Culturstaat und doch so sehr der Freiheit und Gesetzlichkeit baar, daß er ausmündete in der Revolution.

Alle beregten Aufstellungen sind von der Blässe des Gedankens angekrankt, nicht aus dem vollen Menschenleben, im Ueberblicke über Triebe und Leidenschaften gewann man sein Ergebniß, sondern als gute Philosophen setzten die Herren sich nieder, schufen aus den Tiefen des Bewußtseins ihr tiefes System und ließen über das Ganze die geduldig unklare Gestalt des Weltgeistes walten.

Anders die socialistisch-naturwissenschaftliche Richtung: sie wollte aus dem Zusammenfluß einzelner Beobachtungen zu allgemeinen Gesetzen gelangen, sie fußte auf der Masse, dem Streit der Interessen.

Im Gefängnisse der Revolution suchte sich der Marquis von Condorcet durch seine „Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain" zu trösten. Er ordnete darin die geistigen Anlagen den äußeren Naturbedingungen gegenüber und fragte: Weshalb sollte das Princip der Naturwissenschaften, daß die allgemeinen Gesetze, welche die Erscheinungen des Weltalls bedingen, nothwendig und beständig sind, weniger gültig sein für die Entwickelung der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten des Menschen, als für die anderen Bethätigungen der Natur? Nicht auf das Individuum blickte er, nur auf Zustände und Bewegung der Menge, die ihm als Geschichte erschien.

Die hier betonte Beobachtung der Massenentwickelung führte Comte zur Aufstellung einer dreistufigen Doppelreihe, nämlich: 1) das Stadium theologischer Denkart oder das der Phantasie; in ihr herrscht Militarismus und Absolutie; 2) das metaphysischer oder absoluter Denkart, dem Uebergangszustände eigen, und 3) das wissenschaftlicher oder positiver Denkart mit Herrschaft der Arbeit, der wissenschaftlichen und politischen Einsicht. Die Anlagen des Menschen dünken Comte nicht sonderlich von denen höherer Thiere verschieden, nur sind seine Triebe weniger, seine geistigen Fähigkeiten mehr ausgebildet. Während er nun obige Stufenfolge durchlebt, treten Leidenschaften und Triebe vor Verstand und Vernunft allmählich zurück, und das ist der Fortschritt der Cultur. Die Entwickelung der Menschheit wird ihm bedingt von den unveränderlichen Gesetzen der Natur; Wille und That des Einzelnen vermögen darin nicht wesentlich einzugreifen. Die Fragen nach Willensfreiheit und geschichtlichem Werthergebnisse sind ihm gleichgültig.

Weiter ging Buckle. Er suchte die Naturwissenschaft und ihre Methode in der Geschichte zur Allgemeingeltung zu bringen, sie, wie er meinte, zum Range einer Wissenschaft zu erheben, indem er ihre Gesetze erforschte. Diese ergaben sich ihm aus der Statistik, welche die Gesetzmäßigkeit aller menschlichen Handlungen beweise. Es gelte deshalb nur, die Beobachtung weit genug auszudehnen, um die Regeln, welche im einzelnen Falle nicht hervortreten, an der Masse von Fällen zu erkennen. Da zeige sich, daß jegliches bedingt sei durch die Einwirkung äußerer Erscheinungen auf den Geist und der des Geistes auf die Erscheinungen. Der Sieg des Geistes über die Außenwelt biete das Maß der Civilisation, jeder Fortschritt hier sei der Aufklärung des Wissens zu danken, woraus sich in weiterer Folge ergiebt, daß der Fortschritt der Cultur durch die Herrschaft der intellectuellen über die moralischen Gesetze bezeichnet wird. Buckle gelten Sittlichkeit als Privatsache, Psychologie und Eigenart als unwissenschaftlicher Ballast, die Thaten des Genies als sich ausgleichende Unregelmäßigkeiten; Religion, Kunst, Litteratur und Staat, alles erscheint ihm werthlos vor der exact wissenschaftlichen Aufklärung.

Und noch war es nicht genug. Du Bois-Reymond faßte die Naturwissenschaft als absolutes Organ der Cultur und Geschichte der Naturwissenschaft, bezw. Culturgeschichte, somit als die der Menschheit; sie ist ihm die wahre Geschichte im Gegensatze zur sogenannt bürgerlichen; die steigende und fallende Kenntniß der Natur das einzig sichere Barometer für den Stand der Gesittung. Die Vergangenheit faßt er praktisch auf, sie lebt ihm nur, soweit sie nutzbares Material bietet. Die Welt betrachtet er aus der „archimedischen Perspective", indem er geistig einen Standpunkt außerhalb der Erde wählt und von ihm aus erscheinen die irdischen Dinge armselig und gering.

Arglos war man wieder auf den Weltgeist der Idealphilosophen gediehen, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht mehr nebelig unklar einherschwebte, sondern es sich in Frack und weißer Binde hoch-oben ganz bequem gemacht hatte. Er guckte selbstbewußt, wie aus einem Luftballon herunter, ohne zu erwägen, daß die Entfernung am klaren Schauen verhindere, daß durch sie ein Bismarck gleich einem Herrn Meyer erscheine, oder richtiger beide garnichtmehr, sondern nur noch ein Klecks auf dem Planetenballe, genannt Berlin.

Einer der bedeutendsten Historiker der Jetztzeit Jakob Burckhardt äußerte einmal gegen die übertriebenen Klagen Libris, daß die Italiener der Renaissance die Naturkunde zu sehr vor dem Humanismus hätten zurücktreten lassen: „So sehr es zu bedauern sein mag, daß das hochbegabte Volk nicht einen größeren Theil seiner Kraft auf die Naturwissenschaften wandte, so glauben wir doch, daß dasselbe noch wichtigere Ziele hatte und theilweise erreichte."

Suchen wir das Auseinanderstreben der beiden Wissenschaften zu ergründen. Beruht es auf dem Gegenstande? auf der Methode? auf beidem? Die Naturwissenschaft verlangt: „Voraussetzungslos beobachten, das Beobachtungsmaterial suchen und finden, wo und wie man's braucht, das Beobachtungsergebniß mathematisch exact erfassen und die Schlüsse nur auf erwiesene Thatsachen bauen". Alles dies paßt auch für die Geschichte, vorausgesetzt, daß man nur da „mathematisch exact erfaßt" und sich bestimmt ausdrückt, wo dies möglich ist. In der Naturwissenschaft sowohl, wie in der Geschichte bleiben unendlich viele Fragen ungelöst oder ihre Beantwortung höchstens wahrscheinlich und möglich. Die Methode mithin birgt nicht den Unterschied. Gehen wir zum Gegenstande über. Die Naturwissenschaften haben es mit leblosen oder solchen belebten Dingen zu thun, bei denen die Eigenart in Gruppe und Rasse versinkt. Andererseits bezieht sich die Geschichte auf Wesen sinnlicher Wahrnehmung, von denen die Masse zwar einer Heerde vergleichbar sein mag, welche geboren wird, lebt und stirbt. Aber daneben wirken Geister und Mächte höheren Schlags, die, stufenweise seltener werdend, emporsteigen, wie zur Spitze einer Pyramide; und gerade sie sind es, welche in steter Wechselwirkung mit niederen

Reihenfolgen den Gang der Ereigniſſe beſtimmen. Hier alſo liegt ein Fundamentalunterſchied. Geiſt, Abſichten, Wünſche und Hoffnungen fügen ſich nicht immer der ſtatiſtiſchen Formel, und wenn ſie ſich zu fügen ſcheinen, ſo fragt ſich ſehr, ob es nicht nur Schein iſt. „An die Stelle des Zählens, Meſſens und Wägens muß die ſchildernde Beobachtung treten.“ Und noch mehr: die Naturwiſſenſchaften beſchäftigen ſich mit ihren Körpern unmittelbar, der Hiſtoriker nur mittelbar, nur inſofern er Ueberbleibſel oder Nachrichten von ihnen oder über ſie beſitzt. Hier liegt die zweite Grundverſchiedenheit, denn wieviel unzulänglicher ſind ſolche Aeußerungen nicht als das Ding ſelbſt, wie viel weniger ſicher läßt ſich mit ihnen rechnen; es verſagt eine Hauptſtütze der Naturwiſſenſchaft: das Experiment. Man muß deshalb auch den abweichend gearteten Gegenſtand in der ihm entſprechenden Weiſe behandeln und kann nicht ſchematiſch die Art einer Wiſſenſchaft für eine fremde verwenden. Von Herodot bis heute hat die Geſchichte den Einfluß der Natur auf die Menſchen beachtet, allerdings ohne den Muth ihn der Zahl zu unterwerfen, denn ſie wußte, daß neben den Trieben, Bedingniſſen und Bedürfniſſen des Tags noch Ideen vorhanden, die das Leben der Einzelnen und der Völker durchgeiſtigen, um ſo ſtärker, je höher entwickelt dieſe ſind. Betrachtet der naturforſchende Hiſtoriker nur die große Maſſe, fragt er nur nach dem Untergrunde, nicht auch nach Thürmen und Bauten, die ſich emporheben, überträgt er ſeine Methode des Durchſchnittsergebniſſes auf die Geſchichte, ſo trägt er eine einſeitige, und damit falſche Methode in ſie hinein, genau wie in anderer Richtung der Idealphiloſoph. Führte dieſer alle Erſcheinung auf das Walten höherer Ideen zurück, ſo der Naturphiloſoph auf das Wirken materieller Geſetze; ihm gilt blos Culturgeſchichte als würdiger Gegenſtand, jenem blos politiſche.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß beide die Geſchichtswiſſenſchaft bereichert haben und in gewiſſem Umfange lebenskräftig und anregend wurden, aber beim Auseinanderbleiben von Wirklichkeit und Bemühen iſt kaum faßlich, wie ſie bedeutenden Einfluß erlangen, ja, gar Mode werden konnten. Nur ein Beweis. H. Ulrici kommt in ſeinem an ſich trefflichen Werke „Charakteriſtik der antiken Hiſtoriographie“ zu dem Ergebniſſe (S. 345): „Wir wünſchen, daß unſere Unterſuchung etwas dazu beitragen möge, die Meinung ſicher zu ſtellen, daß der modernen Hiſtoriographie einzig und allein die philoſophiſche Behandlung der Geſchichte gezieme.“ Das Buch erſchien 1833, fünfzig Jahre ſpäter ging mir J. Lippert, Culturgeſchichte der Menſchheit zu, in deſſen Proſpect es hieß: „Unter dem Nachweiſe des Verfaſſers wird die gemeine Lebensſorge zur Schöpferin aller weiteren Fortſchritte bis hinüber in das Gebiet der geiſtigen Kultur.“ Dort haben wir den Ideal-, hier den Naturphiloſophen.

Daß der gesunde Sinn namhafter Historiker sich nicht oder nicht mehr als dienlich beeinflussen ließ, ist selbstverständlich, schon deshalb, weil sie aus den Quellen schöpften die den Weg von selber wiesen; es waren mehr die Geschichtspopularisirer, welche sich hingaben, aber gerade dadurch gelangten solche Lehren vor einen größeren Leserkreis, der sich durch scheinbar überlegene Gedankentiefe und Beobachtung täuschen läßt.

Für die eigentlichen Forscher sind zwei andere Klippen gefährlich geworden: es sind Specialität und Standpunkt.

Die Specialisirung beruht auf dem modernen Gedanken der Arbeitstheilung, sie wurde nothwendig durch Massenhaftigkeit und verfeinerte Behandlung des Materials, denen ein Einzelner nicht mehr gerecht zu werden vermag. In einer Fabrik schaffen Dutzende von Maschinen je einen Theil und wenn sämmtliche Stücke vorliegen, setzt man sie zusammen zum Ganzen. Der Arbeiter, welcher beim Werkzeuge steht, treibt nur seine Sache und alles Weitere kümmert ihn wenig. Wäre die Wissenschaft reine Mechanik, wo ein Rad in das andere greift, ließe sich nichts gegen die nämliche Art einwenden, aber sie ist es eben nicht und deshalb entstehen schwere Unzuträglichkeiten, als deren augenfälligste die Einseitigkeit angesehen werden darf. Wir begegnen ihr vom Kleinsten bis zum Größten, von kurzen Quellenuntersuchungen bis zu ganzen Zweigen des betreffenden Fachs. Dieser erforscht die Urkunden eines Kaisers, aber nur eines, und wenn er es auf deren drei gebracht hat, so scheint Welterschütterndes geleistet zu sein. Ueber Tacitus' Germania sind dicke Bücher geschrieben und, meines Wissens, wurden nie oder nur unzureichend die antiquarischen Funde herangezogen, welche vielfach geradezu das Controllmaterial gewähren; und warum? — weil sie für den Tacitusfachmann noch nicht existiren. Alterthumskundige eröffneten tausende und abertausende von Gräbern und verwertheten die gemachten Funde mit ungenügender Kenntniß der erzählenden Quellen, Inschriften und Münzen. Ganze Culturperioden hat man aus den erzählenden Quellen zusammengestellt ohne den dafür wichtigsten Stoff, die Alterthümer, zu berücksichtigen. Für mittelalterliches Kirchenrecht ruhen umfassende Mittheilungen in den Papsturkunden, und statt sie dort zu heben, streitet man sich herum, was unter römischem Rechte eines Klosters zu verstehen sei. Dieselben Schriftstücke bieten reiche Ausbeute für Papstpolitik, man muß sie nur herausschälen und sich nicht mit unmittelbar eingreifenden Briefen begnügen. Noch ganz neuerdings konnte der Vorwurf erhoben werden, daß tausende von Urkunden mit ungeheurer Mühe blos auf äußere Kennzeichen durchgesehen würden, und dabei die innere Organisation der Kanzlei, welcher doch die Erlasse ihr Dasein verdanken, vernachlässigt wurde; daß so vieles seine Geschichte besitze, aber nicht das öffentliche Raths- und Regierungswesen (Neudegger).

Die Einseitigkeit wurde dadurch gefördert, daß die technisch-kritische, beziehungsweise untersuchende Seite bevorzugt, die combinirende Thätigkeit oft mißtrauisch angesehen oder gar verpönt wurde. Die Wissenschaft erhielt somit einen pedantisch-philiströsen Beigeschmack, denn ein gutes Combiniren erfordert Geist, Phantasie, Genialität; eine Quellen- oder Ereignißuntersuchung bisweilen Scharfsinn, gewöhnlich Fleiß, vor allem Methode; diese kann man lernen, Geist aber nicht. Bevorzugung artete aus in Ueberschätzung, in Ueberschätzung der Thätigkeit sowohl, als der Fähigkeiten, auf denen sie beruht. Die Beschränkung erst verlieh das Siegel der Meisterschaft, die Technik wurde das Höchste, das Citat der Gott. Man vereinzelte und verzettelte sich in Veröffentlichungen, Untersuchungen und Kritik, gar oft ohne jegliche Frucht. Ein Buch konnte als gut gelobt werden, das sehr methodisch und sehr gelehrt war, aber keinen einzigen Gedanken enthielt und wo bei aller Arbeit eigentlich nichts herausgekommen; hinwieder genügten einige fehlende Citate, um ein tüchtiges Werk zu verurtheilen. Mit Argusaugen durchspäht so ein Recensent oder Fachkonkurrent bisweilen ein Buch, blos um zu sehen, ob auch er, ob seine Specialarbeit genügend genannt und berücksichtigt sei. Es wurden Bücher geschrieben, eigentlich nur für den, der sie schrieb, höchstens noch für einen oder einige Mitgenossen. Der Begriff von Wichtigem und Unwichtigem verwischte sich, die Wissenschaft gedieh bisweilen zum Sport. Hatte man früher über hohe, unlösbare Fragen gestritten, so kämpfte man jetzt um niedere, die nicht selten ebenso ungelöst blieben. „Mit der genialen Fähigkeit, es sich sauer werden zu lassen, verband man keine Empfänglichkeit für irgend welche andere Genialität.“ In der besten deutschen Zeitschrift, in den fliegenden Blättern, war kürzlich die Frage aufgeworfen: „Was ist ein Professor?“ und die Antwort lautete: „Ein Mann der anderer Meinung ist.“ In Deutschland besteht nun die Mehrzahl der Geschichtsbeflissenen aus Professoren, oder doch aus solchen, die es gerne würden. Und wohl nirgends hegen die Gelehrten so wenig wahre, aufrichtige Achtung vor einander, als bei den Deutschen, nirgends finden sich derartig gleiche Extreme von kniefälliger Anbetung und selbstgefälligem Hochmuthe. Renans Ausspruch: „Kaum einer mit Ausnahme Littrés könne ein Versehen eingestehen, ohne an seiner Würde zu verlieren“, gilt leider nicht allein für Frankreich, und weit mehr noch als er wirklich gilt, glauben viele ihn befolgen zu müssen. Und doch ist gerade der Irrthum das Erbtheil des Menschen und ihn zu überwinden und sich dessen nicht zu schämen ist schöne Menschlichkeit, ist wahres Gelehrtenthum. Je mehr man sich in einen Gegenstand vertieft, je öfter man ihn von neuem betrachtet, um so weiter rückt die Grenze der Wahrheit. Stupide Hartnäckigkeit, sagen wir Größenwahn, und Ueberzeugungstreue wird nur zu oft verwechselt.

Das ganze Getriebe erzeugte Bevorzugung und Großziehung der Mittelmäßigkeit, denn gerade das Genie irrt am leichtesten in Nebendingen, weil es das Große, die heutige Wissenschaft gewöhnlich das Kleine vor Augen hat. Der Dünkel stieg nur zu oft in dem Verhältnisse des kleiner werdenden Leserkreises. Wie schön ist es, wenn man glaubt, oder sich einredet: wovon ich etwas verstehe, weiß sonst niemand etwas; welch ein großer Mann bin ich doch! Die Jünger, die sich um einen Lehrer sammelten und dessen Kunst inne zu haben glaubten, erstarrten nicht selten zur Kaste, deren äußere Kennzeichen Beschränktheit, Hochmuth und fingerfertiges Aburtheilen fremder Leistungen bildeten. Ja, sie wurden bisweilen zu einer Assecuranzgesellschaft, die ihre Mitglieder gewissenlos emporschraubte, gemeinsam gegen Andersgläubige auftrat und sich direct, man muß in einzelnen Fällen sagen: schamlos der Wahrheit entgegenstemmte; die nicht mehr fragte: was ist geleistet? sondern wer hat geleistet? Scherers Geschichte der deutschen Litteratur liest sich z. B. recht gut, zeigt vielen Geist, viele unbegründete Phantasie und nicht selten baaren historischen Unsinn — und wie wurde das Buch ausposaunt! Wie anders würde das Urtheil gelautet haben, wenn nicht Scherer jene Dinge verbrochen hätte! Wir sind ziemlich wieder beim Treiben der italienischen Humanisten des 15. Jahrhunderts angelangt, welche es auch so trefflich verstanden, „Akademien" zu bilden und sich gegenseitig unsterblich zu machen. Aber nein, jenes Treiben war doch höher: damals lebte man noch in jugendlicher Begeisterung für ein Ideal, für das Alterthum, damals strebte man nach wirklicher Bildung, nach Vielseitigkeit, nach Schönheit und Kunstfertigkeit in allem, heute ist man angegreift, beschäftigt sich einseitig, und glaubt nicht an Idealismus, an selbstlose Hingebung. Freilich von der sittlichen Wirkung der Wissenschaft, von welcher so oft gesprochen, war schon damals wenig zu verspüren, gerade die Humanisten bieten Musterstücke an Halt- und Charakterlosigkeit und auch heute noch scheint es, als ob das Aermliche der Beschäftigung, die Kleinlichkeit des Materials die Menschen klein und erbärmlich mache. Im Schweiße des Angesichts kehrt so ein Dutzendschüler, Urkunden- und Quellen-Jüngling oder -Meister einige Staubkörnchen um und um und wieder um, und dann setzt er sich auf seinen Maulwurfparnaß, wie ein König der Zwerge, breit und geschwollen, ohne zu sehen, daß Berge rings ihn umthürmen. Wie jener Frankfurter Bürger steht er am brausenden Strome der Zeit, blickt zur Brücke und sagt sich mit Wohlgefallen: alles, was Du durch jenen Bogenpfeiler erkennst, alles ist Frankfurter Land.

Die Beschränktheit entspringt guten Theils dem Charakter des Deutschen, zumal jenes Deutschen, der noch überall Schlagbäume sah, wirkliche und geistige, das junge Reich arbeitet ihr mächtig entgegen. Aber zugleich mit ihr ent-

weicht ihre liebenswürdige Schwester: die Bescheidenheit. Kein Geringerer als Mommsen hat gesagt: „Wir sind durchaus nicht bescheiden und wünschen nicht dafür gehalten zu werden.“ Wie groß wäre das Wort, wenn alle die durchaus nicht Bescheidenen Mommsens wären! Und doch — auch in Jakob Grimm leuchtete das Genie und alle Bescheidenheit that ihm nicht Abbruch. Vielleicht fühlte er sich glücklicher als seine fortgeschrittenen Nachfolger.

Die Specialität bietet den Vortheil der Vertiefung, der Gründlichkeit im Besonderen, den Nachtheil der Einseitigkeit und was mit ihr zusammenhängt; sie ist mithin Fels und Klippe zugleich.

Alles dies gilt natürlich nur, wenn Specialität und Einseitigkeit zusammenfallen, oder doch jene mit geringem Studienumfange verbunden ist, wenn sie innerlich hierauf beruht. Anders verhält es sich mit Gelehrten, die weite Gebiete beherrschen und doch ihrem Wesen nach Specialforscher sind, etwa wie Waitz im Mittelalter und Gutschmid im Alterthume.

Auch noch ein Unwesen mag geschildert werden, welches mit der Specialität zusammenhängt. Hat sich jemand auf einem Gebiete zum Großindustriellen emporgearbeitet, so sucht er es zu beherrschen und fremden Wettbewerb zu erdrücken. Genau das Gleiche bietet die Wissenschaft: der Großindustrielle ist hier die „Autorität“. Weithin sucht sie nicht selten Geltung zu gewinnen: ist sie z. B. Autorität in Kaiserurkunden, so gälte sie auch gern in Papsturkunden dafür, gern im ganzen Umkreise des betreffenden Faches, wünscht, daß eigentlich nichts erscheine, was nicht zu ihr in Beziehung steht, kurz, wünscht das Fach zu monopolisiren. Da dies direkt nicht möglich ist, wird es indirekt besorgt. Die Bücher müssen womöglich mit der Formel „auctore“, „cura“, „unter Leitung“ u. s. w. als Geleitsstempel der Autorität versehen sein, oder sie sollen seine Dedikation oder doch wenigstens seinen Namen in der Einleitung enthalten. Wenn der Genannte nun wirklich Leiter, Mitarbeiter oder dergl. ist, so verzeichnet das Buch ihn mit Recht an der Spitze; aber von Selbstthätigkeit findet sich bisweilen nichts, oder doch fast nichts, wodurch das Ganze auf wissenschaftlichen Frohndienst des Jüngeren, zu Nutz und Frommen beider hinausläuft. Die Autorität vermehrt sachlich ihren Ruhm, persönlich ihren Anhang und setzt die Reklame in Bewegung, der Jüngere gewinnt die Gunst des Mächtigen und mit ihr über kurz oder lang ein Aemtchen. Wagt nun jemand außerhalb des Ringes zu arbeiten, so kann er sicher sein, daß dieser ihn ebenso behandelt und ebenso niederzuschlagen sucht, wie der Großindustrielle seinen Konkurrenten. Man sieht, wie jedes Geschäft eine Technik erzeugt: Zuckerbacken und Bücherschreiben.

Droht Specialität zunächst dem Forscher als Gefahr, so gilt die des vorgefaßten Standpunktes mehr dem Darsteller. Wir meinen, daß jemand die Geschichte in bestimmter Weise auffaßt, sie in gewisser Art beleuchtet und färbt.

Die „schönen Geister" des vorigen Jahrhunderts schrieben vom Standpunkte der Aufklärung, Rotteck von dem der Freiheit, Janssen von dem des Katholicismus, Treitschke von dem des evangelisch-preußischen Staates, Dahlmann mehrfach von dem der constitutionellen Rechtschaffenheit und so fort. Als höchster und reinster erscheint wohl der der Sittlichkeit und doch birgt er dieselben Unzulänglichkeiten wie die anderen.

Betrachten wir ihn näher. Zunächst ist Sittlichkeit kein absoluter, sondern ein historischer und socialer Begriff. Wohl kann man philosophisch ein Ideal von Sittlichkeit gestalten, nach dem sich abmessen läßt, wie weit die einzelnen Menschen davon entfernt blieben, aber erstens würde das Ideal schwerlich gleich in allen Köpfen ausfallen und zweitens wäre die Thätigkeit eine philosophisch-moralische, keine historische. Gewisse sittliche Grundsätze mögen bei allen Culturvölkern und in allen Jahrhunderten ziemlich gleich gewesen sein, aber auch nicht mehr. Zu verschiedenen Zeiten hielt man verschiedene Dinge für erlaubt, ja, zu der gleichen erachtet man bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Volksklassen auch Verschiedenes für sittlich und unsittlich; und noch mehr: einzelnen Individuen erscheinen dem Naturell und der Erziehung nach Sachen zulässig, die das abweichend geartete glaubt verdammen zu müssen. Sicher dünkt uns unmoralisch, wenn Kimon seine Halbschwester freite, man zur Zeit des dreißigjährigen Krieges Gebäck von unzüchtigen Formen auf die Tafel setzte, oder, wenn ein bluträchender Germane den Mörder seines Bruders rücklings niederstieß, wenn einem Menschen der Renaissance nur das Streben nach Ruhm und Größe heilig war, jedes Mittel erlaubt schien, wenn im Mittelalter mit Heiligengebeinen frommer Betrug getrieben wurde, man sie nicht nur fälschte, sondern sogar ad maiorem dei gloriam stahl und sich dessen rühmte ꝛc. — und doch, zu den betreffenden Zeiten sah man nichts Anstößiges darin. Dinge, die ein Romane zulässig erachtet, erscheinen dem Deutschen verwerflich und umgekehrt; ist dieser gegen Trunkenheit liberal, so jener in Frauenliebe; Sachen, die der Offizier einer Großstadt treibt, dünken dem Kaufmanne einer Kleinstadt vielleicht haarsträubend, und was der letztere als selbstverständlich, als Geschäftssache thut, geht dem Offiziere wider die Ehre; ein wohl erzogenes Mädchen besserer Stände lebt in Anschauungen, die ihr Dienstmädchen theilweise kaum versteht, was jene als kostbares Gut zu hüten sucht, giebt dieses hin ohne Gewissensbisse. Bisweilen, doch nicht immer, hängt Moral mit Bildung zusammen, sie kann durch sie gestärkt und geschwächt werden. Seinen gebildeten, aber entarteten Römern durfte Tacitus den Spiegel der barbarischen Germanen vorhalten, wohl nie sind alle Bande der Zucht so gelockert gewesen, als in der geistig hohen Renaissance und der Aufklärungsperiode Ludwigs XV. Ein Zeitalter kann hochgebildet und doch verwildert

sein (z. B. die Jetztzeit), und unter einfachen Leuten kann reine Sittlichkeit herrschen, allerdings auch volle Verrohung. Menschen und Völker handeln eben im besten Falle nach irriger oder mangelhafter Erkenntniß, nach unbewußten Strömungen, nach der Mode. Mit einem Kanon von Sittlichkeit thun wir anderen Geschöpfen und Zeiten Gewalt an, wir müßten uns denn stets in die besondere Sittlichkeit versetzen, und dafür genügen meistens die Hülfsmittel nicht, von sonstigem zu geschweigen. Wie schnell hat sich der große historische Moralist, hat sich Schlosser, überlebt, wie viel Unrecht hat gerade er gethan, der das reine, lautere Recht zu vertreten glaubte. Etwas Richtiges ruht natürlich in dem „Dantesschen Elemente" der Geschichtschreibung; dies: daß Erdengröße nicht blenden darf, daß der König vor dem Richter der Vergangenheit dasteht wie der Bettler, der Glückliche wie der Verfolgte mit gleichem Maße gemessen wird. Man darf aber auch hier nicht zu weit gehen und muß stets die Gesammtumstände vor Augen behalten, einen Despoten zur Zeit des Absolutismus z. B. anders beurtheilen, als in der constitutionellen Monarchie, einen Mörder im früheren Neapel anders als im heutigen Basel, ein Mädchen das aus Noth sündigt anders als eine Kaiserin Elisabeth von Rußland. Gar oft läßt sich sagen, was besser und schlechter, aber selten, was gut und böse.

Viel handgreiflicher tritt uns das Mangelhafte eines Standpunktes in anderen, weniger zarten Fragen entgegen. Bereits Raumer bemerkte, daß die Italiener den lombardischen Städten Recht geben, die Deutschen ihren Kaisern. Der Kommunist preist St Just und Robespiere, der Royalist schilt sie Verbrecher, den Abschaum der Menschheit; der englisch liberale Macauley schilderte Friedrich Wilhelm I. als einen halb Verrückten, der conservative preußische Historiker erkennt einen tüchtigen Regenten in ihm; der italienische Novellist Giraldi erzählte die Liebesgeschichten seiner Herzöge bei deren Lebzeiten in einer Weise, die späteren Jahrhunderten als Gipfel aller Indiskretion, damals aber als harmlose Verbindlichkeit erschien. Ungescheut besangen Dichter der Renaissance die Verhältnisse ihrer hohen rechtmäßig verheiratheten Herren und erwarben dafür Gunst und Lohn. Sugenheim läßt alles Schlechte möglichst durch Priester in die Welt gekommen sein, Gfrörer alles Gute; dem Klerikalen ist die Kirche das Höchste, dem evangelischen Geschichtschreiber der Staat; ein frommer Christ wähnt Mohammed einen ehrgeizigen Betrüger, Christus als Gottmenschen, der Mohammedaner sieht in jenem den Propheten, in dem Nazarener einen Religionsphilosophen, wie es deren auch andere gegeben.

Und nicht nur, daß verschiedene Menschen so verschieden urtheilen und denken, jeder fußt womöglich auf Quellen und liest seine Ansicht aus ihnen heraus. Wie weit Voreingenommenheit hier wirkt, ist garnicht abzusehen; so erscheinen z. B. die deutschen Kaiser Heinrich II. und Heinrich IV. in allen

Farben schillernd und jede Darstellung entnahm die ihrigen dem nämlichen Materiale. Ein geistvoller Geschichtschreiber, gestützt auf fulminanter Sachkenntniß, unternahm den Nachweis, daß die gedeihlichen Keime in Deutschland durch die Reformation verkümmert oder erdrückt wurden; mancher evangelische Schriftsteller sieht umgekehrt in der Reformation den Urquell und Durchbruch des germanischen Wesens, die Entfesselung des Geistes aus den Banden des Mittelalters.

Mit den Strömungen der Zeit ändert sich der Standpunkt, weshalb man durch ihn nur Tagesliteratur schafft, mag sie zunächst auch noch so wirkungsvoll sein. Selbst die Wirkung wird einseitig ausfallen, wie sie selber, oder richtiger zweiseitig: es wird gelobt und getadelt. An Stelle reinen Genusses treten leicht Leidenschaft und Parteilichkeit.

Sehr richtig äußerte ganz vor Kurzem Lord Acton in seiner Geschichtswissenschaft: „Die ethische Einsicht der Menschheit ändert sich und schreitet fort; was heute Tugend ist, war ehedem Verbrechen, und das Gesetzbuch wechselt mit dem Breitengrad. Wenn König Jakob Hexen verbrannte, wenn Machiavelli den Mord als eine Kunst lehrte, wenn fromme Kreuzfahrer friedliche Juden hinschlachteten, wenn Odysseus Lug und Trug trieb, so sollen wir uns der Zeit erinnern, da sie lebten, und sie dem Urtheil von ihresgleichen überlassen." Wohl keinen handgreiflicheren Beweis für die wechselnden Auffassungen kann es geben, als die stets sich ändernden Satzungen des Strafgesetzes.

Ein vorgefaßter Standpunkt benimmt Freiheit und Unbefangenheit, zerstört das Grunderforderniß der Geschichte: Wahrheit und Treue. Um so gefährlicher kann er wirken, je weniger der Betreffende weiß, daß er ihm inne wohnt, je stärker er von der eigenen Objectivität überzeugt ist — und, wer ist das nicht!

Nach unserem Dafürhalten soll der Historiker sich auch hüten, zuviel Gewicht auf die Werthergebnisse zu legen, er ist zunächst weder Moralist noch Philosoph, sondern Geschichtsforscher und -Darsteller; abweichend geartete Köpfe rechnen auch abweichende Werthe heraus, die Quellen sind innerlich und äußerlich nicht selten so verschieden, daß sie kein verläßliches Maß zulassen. Außerdem sind geistige Werthe bei weitem schwerer erweisbar als materielle und bieten stets dem Meinen und Vermuthen Raum, sie bleiben schwankend und weniger bestimmt. Bisweilen läßt sich mit bester Absicht nicht sagen, was zeitgemäß werth war und was nicht. Das fingerfertige Beurtheilen ist geradezu eine Krankheit vieler Modernen und die Zahl ist zwar mächtig, doch nicht allmächtig. Die Lehre vom steten Fortschritt der Menschheit klingt so schön, daß sie unrichtig ist.

Wie schwer und wechselnd ist schon das Urtheil bei objectiven Werken

des Geistes, wo es auf der Hand liegen sollte: Schillers wirkungsvollstes Stück, Kabale und Liebe, wurde von der Kritik schonungslos heruntergerissen, und Rehm hielt Rankes Bücher nicht für geeignet, in der Marburger Universitätsbibliothek angeschafft zu werden. Manches Werk, welches in Leipzig gelobt, wird in Berlin getadelt und doch ist es so nahe von Leipzig bis Berlin, zumal mit dem Schnellzuge.

Bei Griechen und Römern hat die Geschichte viel stärkeren Einfluß gehabt als jetzt. Die Wirkung Ludens war wesentlich größer als die Giesebrechts, obwohl das Giesebrechtsche Werk dem Ludenschen durchaus überlegen ist, und seine Verbreitung reicht noch weit im Vergleiche mit der der Jahrbücher des Deutschen Reiches. Solches waltet ob trotz der Thatsache, daß von Luden bis auf die Jahrbücher die Zahl der Fachmänner für Geschichte ungemein angewachsen, man also ein gesteigertes Interesse erwarten sollte. Wie mag sich das erklären?

Theilweise, weil Luden in einer Zeit patriotischer Aufregung ein patriotisch durchwärmtes Buch schrieb, Giesebrecht in einer oppositionell frondirenden ein romantisches; theilweise wird die Beantwortung aber doch auch wohl lauten müssen, weil wir noch an dem Uebel kranken, welches schon Lessing rügte, wir zu sehr in gelehrte Fachleute und Darsteller für's Volk zerfallen. Jene, dem Drange deutscher Natur auf Zunftumgrenzung nachgebend, arbeiten rein für die Wissenschaft ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Menge, durch die ihre Thätigkeit doch erst wirklichen Werth erhielte und vom Sport zum Erziehungsmittel werden könnte. Auf der anderen Seite stehen Darsteller „für's Volk", für dessen halb- und mittelgebildete Klassen, häufig Dilettanten und Literaten, Leute, die zwar ihren Doctortitel ergatterten, die unendlich viel schreiben, aber keine, oder doch nur blasse Ahnung von ernsten Studien hegen, denen solche auch viel zu unbequem sind. Es konnte dahin kommen, daß sich Wissenschaft und Darstellung bisweilen auf ganz verschiedener Stufe befinden, daß die wichtigsten Ergebnisse der ersteren für diese nicht vorhanden sind.

Und auch die Frage ist schon aufgeworfen, ob man wohl im Ediren, im Aufstöbern jedes Wasch- und Kehrichtzettels zu weit gehe? Jakob Burckhardt sagte einmal: „Anstatt dem Himmel zu danken, wenn man nicht zu erforschen braucht, wie und mit welchen Kämpfen ein Dichter das Unvergängliche aus seiner Umgebung und seinem armen Leben heraus ins Sichere brachte, hat man gleichwohl auch für Petrarka aus den wenigen „Reliquien" solcher Art eine Lebensgeschichte zusammengestellt, welche einer Anklageacte ähnlich sieht. Uebrigens mag sich der Dichter trösten; wenn das Drucken und Verarbeiten von Briefwechseln berühmter Leute in Deutschland, Frankreich und England noch fünfzig Jahre so fortgeht, so wird die Armesünderbank, auf welcher er

sitzt, allgemach die erlauchteste Gesellschaft enthalten." Wir befinden uns augenblicklich in einer Uebergangs-, einer Sammelperiode, zusammenhängend mit vielen anderen Erscheinungen. Aber selbst in unsere erzählenden Werke ist der Mangel an Enthaltsamkeit übergegangen; sie sind öfters breit als tief.

Es ist etwas Großes und doch nimmt es sich eigenartig aus, wenn unsere Wissenschaft Buch auf Buch in den Verkehr wirft: sechs Bände vom Leben Steins und drei Dutzend deutscher Jahrbücher, wobei aber gerade solche ausbleiben, wie der Gebildete, ja selbst der Gelehrte sie begehrt. Wir besitzen keine halbwegs bessere, zusammenfassende Geschichte des Mittelalters, keine genügende deutsche Geschichte, vielfach nicht einmal die einzelner Perioden, denn Giesebrechts Kaisergeschichte, so hoch ihr Verdienst sein mag, kann man hieher nicht zählen, schon wegen ihrer fünf wohlbeleibten Bände. Darf da Zurückhaltung und Entwöhnung des Publikums Wunder nehmen? Es mag die Thätigkeit anstaunen, lesen aber seine Erzeugnisse nicht. Wir leben in dem leidigen Zustande, wo Angebot und Nachfrage auseinanderstreben.

Nun braucht aber nicht verkannt zu werden, daß es eine wichtige Gruppe von Männern gab und giebt, welche nicht auf dem rein gelehrten Standpunkte verblieben, „die sich nicht zu gut gehalten haben, ihren Reichthum als fruchtbringendes Capital in den Verkehr der Menschen, in den des Vaterlandes zu werfen". Die Zahl dieser Männer nimmt zu; während der letzten Jahre hat ein bedeutsamer Wandel in den Anschauungen über Geschichtschreibung eingesetzt. Fast will uns bedünken, als ob der Tod von Waitz hier einen äußeren Wendepunkt bezeichnete. In seiner herben, vornehmen Art hielt er die Zügel der Quellenhistorie fest in der Hand, abgeneigt allem „Populariſiren". Unzählige Kräfte zog er, bisweilen fast wider ihren Willen, in seinen Gedankenkreis, der den untersuchend gelehrten Theil der Wissenschaft zur Mode, fast zum Kanon machte, er bildete einen Damm gegen die ihm unliebsame Richtung, welche schon bei seinen Lebzeiten empor zu streben begann. Kaum ist er gestorben, so hören die „Forschungen" auf, die Zeitschrift seines Geistes.

Es bleibt jedoch zu beachten, daß der Umschwung nicht immer, ja vielleicht nicht einmal wesentlich, von den Gelehrten ausging, sondern, daß ein anderes Element eintrat: unternehmende Buchhändler. Sie waren es, die die Lücke am empfindlichsten in ihrem Geldbeutel verspürten, die deshalb breiteren Boden erstrebten und die populär-wissenschaftliche, meistens elegant und anmuthend ausgestattete Geschichtsliteratur einführten, der ein gutes Stück der Zukunft gehört. Der Thatsache entspricht leider oft ihr Wesen. Wie früher bei einer „Schule", so finden sich hier die gemeinsam Arbeitenden nicht selten mehr oder weniger solidarisch, abgeneigt den Theilnehmern von Konkurrenzunternehmungen. Das Ganze wird durch den Buchhändler oder den

Chefredacteur, durch den persönlichen Vortheil zusammengehalten. Veröffentlicht der Buchhändler zugleich periodische Blätter, so sind seine Mitarbeiter ziemlich sicher, in denselben gelobt zu werden, oder doch mehr oder weniger gegen ungünstige Beurtheilungen geschützt, denn mit solchen thäte er sich geschäftlich Abbruch. Es kann Reklame für und wider entstehen. Namhafte Kräfte halten sich vielfach zurück, Männer, welche in Fachsachen solide arbeiten, lassen es hier mit geringer Mühe bewenden und suchen auf nur halbwegs anständige Art viele Bogen voll zu bringen; eine erbauliche, fadenscheinige Breite, ja, eine große Liederlichkeit der Arbeit, eine fatale Kunst des Buchmachens, die Sucht nach Erwerb drängen sich vor: das Ganze trägt bisweilen das Brandmal der Geschäftsmäßigkeit und geringer Achtung. Buchhändler und Autoren tragen hieran die gleiche Schuld, bezw. erstere werden durch die Verhältnisse und Abonnenten gedrängt, mehr auf schnelles Erscheinen als auf solide Arbeit zu sehen. Da nun der bessere Autor ein wissenschaftliches Gewissen besitzt, so liefert er weniger schnell als der leichtfertige, und die Folge ist, daß der Buchhändler diesen bevorzugt. In weniger als einem Jahre werden Bände geschrieben, welche Jahrhunderte umfassen, die Wissenschaft wird zur Fabrikarbeit; wissenschaftlicher Werth und buchhändlerisches Interesse streben oft völlig auseinander. Groß ist das Angebot, das Gute gering. Und doch gälte gerade hier ernst und gediegen zu sein, hier wo man auf Viele wirkt.

Die Specialarbeit darf selbstverständlich nicht aufhören oder nachlassen. Der Drang nach Erkenntniß kann das Geringste nicht verschmähen, aber er soll sich nicht im Kleinkrame überschätzen, soll das Bedeutende, das Wirkende, das vielleicht Wichtigste nicht versäumen, soll das, was in stillem Fleiße und mühevoller Anstrengung aus Staub und Schutt zu Tage gefördert, praktisch und nutzbringend verwerthen, es „in den Verkehr der Menschen, in den Verkehr des Vaterlandes werfen".

Solch' eine Thätigkeit in weiterem Rahmen würde befruchtend auf die strenge Wissenschaft zurückwirken, denn wenn der Bearbeiter großer Zeiträume auch hie und da irrt, in der Gesammtheit, in den Hauptzügen, selbst in Sonderfällen wird er oft das Richtige treffen, wo dem Specialisten Einblick und Umblick entgehen. Und außerdem: hier würde sich zeigen, wer wirklich etwas vermag, wem mehr als ein angequältes Alltagsrüstzeug zu Gebote steht.

Vielleicht giebt es keinen schwereren Gelehrtenberuf als den des Historikers, des vielseitig, guten Historikers, denn eigentlich alles fällt in sein Gebiet. Welch' ein Abstand zwischen der Herausgabe von schlecht überlieferten Urkunden, dem Entziffern von Inschriften und oxydirten Münzen, dem Oeffnen eines Grabhügels, dem Durchpausen einer Handschrift, dem Untersuchen einer kleinen Quelle bis zum Beurtheilen eines Gemäldes oder Dichtwerkes, dem Entwirren

von Intriguen, dem Zergliedern der Leidenschaft, dem Erkennen des Menschen und Zeitgeistes, dem Schildern der Weltereignisse. Vor ihm steht der Mensch mit seinen unendlichen Aeußerungen, seiner jahrtausendalten Entwickelung, jenes räthselhafte Product des Angebornen und der Umstände. Um ihn zu ergründen, bedarf es eines ebenso unendlichen Wechsels vom Handwerksmäßigen zum höchsten Denk- und Empfindungsvermögen, als von diesem zurück zum Handwerke.

Schon hiermit ist angedeutet, daß wir die Geschichte als Universalwissenschaft fassen im Sinne der großen Philosophen. Wir stehen damit manchen Fachgenossen gegenüber, die das Gebiet der Geschichte beschränken. Ihnen zufolge beginnt es erst dort, „wo die Monumente verständlich werden und glaubwürdige schriftliche Zeugnisse vorliegen", es umfaßt nur die Kulturstaaten. „Völker eines ewigen Stillstandes, wie die Chinesen, oder solche, die an jenem Gemeinleben der geschichtlichen Menschheit so wenig betheiligt sind, wie die Indier, fallen naturgemäß außerhalb des Rahmens."

Wir glauben: beide Arten von Beschränkung drängen zur Willkür. Wo werden die Monumente verständlich? Die Anfänge aller Völker verlieren sich im Dunkel, erst allmählich ringen sie sich aus dem Nebel der Urzeit empor, eine Grenze giebt es nicht. Die schriftlichen Zeugnisse bieten solche am wenigsten, denn die überwiegende Mehrzahl derselben ist weit jünger als die Ereignisse, bisweilen völlig Sage, der nicht annähernd gleicher Werth beizumessen, wie den Funden der Gräber, den ragenden Ruinen, auch wenn sie unbeschrieben sind. Kann man aus solchen Ueberbleibseln den Handel der Phöniker längs den Küsten des Mittelmeeres, den der Etrusker bis hoch in den Norden nachweisen, so sind das ebensogut historische Thatsachen, als wenn sie uns schriftlich überliefert wären, nur bei weitem sicherer. Die Funde in Deutschland ergeben eine Reihe verschiedener Culturperioden: die der Völkerwanderung, die römische, die von La Tène, die Hallstattperiode, die Bronzezeit, die Stein-Kupferzeit und die Steinzeit. Davon gehören die zuerst genannten zwei der Schrift an, für Frankreich die ersten drei, weil dorthin die Römer früher kamen; welch' ein Recht haben wir nun aber, für Deutschland blos zwei, für Frankreich drei, für Italien vier gelten zu lassen? Alle beruhen aufeinander, sind die Glieder einer und derselben Kette. Zerreißen wir sie, so läßt sich dafür kein stichhaltiger Grund absehen, höchstens einer — die Unkenntniß. Es ist schon richtig, daß Funde sich nicht immer mit gleicher Bestimmtheit datiren lassen, wie Angaben auf Pergament, aber mit wie vielen Steininschriften steht es denn besser? wie manche Daten früherer Zeit sind noch viel unsicherer als die der Funde? z. B. die ägyptischen Königsreihen und die ältere jüdische Geschichte. Gerade in den Funden gelangte man durch Vergleichung zu Ergebnissen, die viele bisherige Geschichtszahlen hinter sich lassen.

Völker eines ewigen Stillstandes — die es nebenbei bemerkt garnicht giebt, der Stillstand beruht wieder auf Unkenntniß — wie die Chinesen können selbst für jene Nationen, die sich Herren der Welt dünken, wichtig werden; etwa in einem Kriege mit Rußland, Frankreich oder England, durch Gewerbe, ihre Einwanderungen nach Australien, Amerika u. dergl. Und gar Indien! es ist für die Entwickelung des Christenthums und der mohammedanischen Culturvölker heranzuziehen, wurde für portugisische, holländische und französische Unternehmen bedeutend und für England von allergrößter Wichtigkeit. Wo sollen wir da beginnen, wo einhalten? Gehören Amerika und Australien in den Rahmen hinein oder nicht? Wie hat der amerikanische Freiheitskrieg auf die Entstehung der französischen Revolution eingewirkt, und diese auf Europa, auf die Welt! Wie beeinflussen nicht die Erfindungen und Handelsbeziehungen Amerikas das ganze Culturleben der Menschheit! Wo also ist die Grenze? Soll man Nordamerika innerhalb und Südamerika außerhalb verlegen? Der ganze Weltlauf drängt auf Wechselwirkung und Ausgleich, nirgends oder doch nur selten läßt sich sagen, wo ein Volk zum Culturvolke wird, wo es unter ein solches hinabsinkt. Die Chinesen jedenfalls halten sich für eines und viele Europäer ebenso. Nach unserem Dafürhalten sollte keine Ausscheidung stattfinden, sondern nur eine Abstufung je nach größerer oder geringerer Wichtigkeit, je nach den Zielen des Betreffenden.

Man wird einwenden, bei solch' weitgehenden Forderungen sei eine Weltgeschichte unmöglich. Wir bejahen es für den Augenblick. Hinterlassen wir den Nachkommen doch noch etwas; unser Leben ist kurz und die Wissenschaft lang. Es erscheint als möglich, sogar als wahrscheinlich, daß einzelne Zeiträume im ganzen Reichthume ihrer Erscheinung behandelt werden und daß alsdann ein Universalhistoriker sie zusammenfaßt. Allerdings wäre nicht immer Arbeit aus erster Hand möglich, doch das ist unseres Dafürhaltens auch garnicht nöthig: eine stets nachprüfende und controllirende Thätigkeit, gestützt auf Kenntniß der Hauptquellen, genügt für Weltgeschichte. Wenn sie das nicht thäte, wenn jeder immer wieder von vorne anfangen müßte; wozu dann die ganze Bücherei?

Wie im Umfange, so dünkt uns, ist auch im Inhalte das Höchste zu erstreben. Wir können nicht nur, wir müssen von den Naturwissenschaften lernen, wenn wir nicht zurückbleiben wollen; doch wohl verstanden, nur lernen, dürfen uns nicht deren Methoden aufdrängen lassen. Neben Leitern und Gebietern bleibt der Stoff zu beachten, aus dem sie hervorgingen, mit dem sie handeln, der ihr Wirken bedingt; auch die Masse wird wichtig, oft in erster Linie, so daß man von dieser zu beginnen hat. Wie das Dasein biete die Geschichte ein ewiges Widerspiel von unten nach oben und von oben nach unten.

Die Lebens-Bedingungen, -Entwickelungen und -Aeußerungen in Cultur und Recht, in Wissenschaft und Religion sind gleichmäßig zu erforschen und zu gestalten, sind nutzbar für einander zu machen. Zwar wird die politische Geschichte das Gerippe des Ganzen bilden, gleichsam das Rückenmark des Körpers, mehr aber nicht, nicht Körper an sich.

Der Umfang der Geschichte schwindet mit der Kenntniß, scharfe Grenzen lassen sich nicht ziehen, ihre Bausteine sind die denkbar mannigfaltigsten, und dies alles wird noch erschwert durch die Beschaffenheit des Materials. Der Historiker hat keine gegebenen Körper vor sich mit bestimmten Eigenschaften, wie die Naturwissenschaft, keine Bibel wie die Theologie, kein Corpus iuris wie die Rechtskunde, keine Kranken, die er ausfragen kann, wie der Mediciner, sondern ihm sind die Todten anheim gegeben mit dem, was sie zufällig oder absichtlich hinterließen und äußerten, mit dem, was über sie geäußert worden.

Das Wichtigste beruht selbstverständlich auf schriftlichen Quellen. Sie bestehen entweder aus Leistungen der Person: Briefen, Urkunden und dergl., oder aus fremden Erzählungen. Bei beiden ist wirkend: ob sie über Geschehendes oder Geschehenes, vielleicht gar längst Vergangenes berichten, ob sie etwas enthalten, woran der Aufzeichnende betheiligt gewesen, oder wovon er nur vernahm, ob gar zwischen Ereigniß und Niederschrift noch weitere Zwischenglieder liegen, ob er combinirend aus Hörensagen und schriftlichen Quellen, oder nur nach diesen erzählt, so daß er in letzter Linie blos mittelbar überliefert. Denkmäler, die ein Stück Geschichte selber sind, und erzählende Darstellungen berühren sich ebenfalls vielfach und können in einander übergehen, zumal, wenn jene die Hergänge referiren und zusammenstellen.

Will der Historiker an's Werk gehen, muß er zunächst seinen Stoff, die auf den Gegenstand bezüglichen Dinge und Nachrichten, sammeln und das erfordert nicht selten schon Aufwand, sei es durch Reisen an Archive, Bibliotheken und Museen, sei es durch Verstreutheit des Materials in vielen Werken, durch beides zugleich oder noch manches andere. Es ist eine gewöhnliche Erscheinung an großen Bibljotheken, daß Historiker die stärksten Bücherbenutzer sind. Im Mittelalter pflegt man an Mangel, in der Neuzeit an Ueberfluß des Materials zu leiden. Jedes mögliche kann in den Quellen zusammenfließen und sie trüben: Unwissenheit, Parteisucht, Sage, bewußte Fälschung, Oberflächlichkeit u. s. w.; und dann gar: der Mund hat ein für alle mal gesprochen, um auf ewig zu verstummen.

Hat der Jünger der Geschichte mühsam die Bausteine vereinigt, so muß er sie durch Forschung und Kritik verwendbar gestalten, gleichsam den Diamanten schleifen, um sein Licht zu erkennen.

Zunächst waren es mehr geniale Würfe, in denen die Kritik zur Geltung kam, dann begann die Thätigkeit der Menge, welche sich durch die herrschende romantische Richtung, die Einfachheit mittelalterlicher Quellen und die fortschreitende Herausgabe der Monumenta Germanica vornehmlich dem Mittelalter zuwandte und bis zu einer — fast möchte man sagen — geistigen Handfertigkeit gedieh. Die Ergebnisse wirkten auf die Behandlungsweise der Neuzeit, des Alterthums und der historischen Hülfswissenschaften zurück. Dort wird die Kritik meistens durch die Massenhaftigkeit der Dokumente und Memoiren erschwert, im Alterthume durch die Art der Quellen und deren oft nur theilweise und abgeleitete Erhaltung, in den Hülfswissenschaften durch die Vertheilung der Urkunden an vielen Orten.

Die Anfangsfrage betrifft gewöhnlich das Verhältniß der Quellen unter einander und zu älteren. Die einfachste Formel lautet da: liegt eines so und so, dann muß das und das benutzt sein. Doch dies wird mannichfach berührt und verschoben, weshalb es vorkommen kann, daß ganz methodische Untersuchungen über den gleichen Gegenstand (etwa Livius) zu stracks widersprechenden Ergebnissen gelangen. Auch dadurch entsteht viel Schiefes und Halbes, daß die einschlägigen Arbeiten oft als Doctordissertationen dienen, mithin von Leuten ausgeführt werden, welche noch nicht Meister sind, sondern es erst werden wollen. Immerhin wurde auf dem Gebiete der Quellenforschung das Bedeutendste erreicht, die Technik des Lernens und Lehrens am weitesten geführt. Ihre Vorbedingung ist: daß man den ganzen Schriftsteller und sämmtliche Schriftsteller der Periode kennt.

Der Quellenkritik zur Seite hat die Kritik der erzählten Thatsachen zu gehen. Hier heißt es: welcher Schriftsteller ist der zuverlässigste, der best beglaubigte, oft, der zeitgenössische, welche Erzählung an sich die wahrscheinlichste, bezw. am leichtesten in das Gesammtgefüge passende? Widersprechen sich beide Antworten, wird man methodisch den glaubwürdigsten Schriftsteller und nicht den wahrscheinlichsten Bericht vorzuziehen haben, denn Wahrscheinlichkeit, das was uns unter gewissen Umständen annehmbar oder richtig dünkt, ist darum noch nicht wahr. Eine Thatsache, die am deutlichsten bei Sagen zu Tage tritt. Ihrer Natur nach pflegen sie einen Zustand in Handlung zu wandeln; dieselbe kann sich im Einzelnen sehr bestimmt und im Ganzen sehr plausibel ausnehmen und doch kein verbürgtes Wort an ihr sein. Wollte man hier nur das Unmögliche oder Unwahrscheinliche absondern und das übrige benutzen, so verführe man unmethodisch und thatsächlich falsch, denn beides gehört zusammen, das eine bleibt so zweifelhaft als das andere. Ueberhaupt muß Ausführlichkeit bei weit zurückreichenden Quellen als besonders bedenklich gelten: die Geschichten der römischen Könige sind größtentheils

gefallen, die über die ersten jüdischen werden es thun.[1]) Noch heikler gestaltet sich die Sachlage, wenn mehrere Quellen vorliegen, die sich nicht decken, aber auch nicht gerade widersprechen. Soll man da die eine durch die andere ergänzen? oder diese benutzen und jene bei Seite schieben? Allgemeine Vorschriften lassen sich nicht geben, der Einzelfall muß entscheiden. Früher liebte man zu combiniren, jetzt zu verwerfen, und geht hierin entschieden zu weit, wird statt kritisch hyperkritisch.

Es ist zu untersuchen, ob gewisse Handlungen individuell oder zeitgenössisch sind, wodurch sie ganz verschiedenen Werth erhalten. Wenn sich z. B. Geistliche im Mittelalter einer Bischofswahl mit allen Mitteln bis zur Flucht widersetzten, so kann dies, einzeln betrachtet, als persönliche Demuth erscheinen, in ihrer Gesammtheit erkennen wir darin eine officielle Modesache. Oder, wenn damals Könige bei inständiger Bitte vor ihren Unterthanen auf die Knie sanken und sich zu Boden warfen, so hält der Moderne dies leicht für entehrend, während es dem Zeitgenossen nur als greifbarer Ausdruck des Wunsches galt. Hier und dort haben wir die Neigung des Mittelalters, innere Vorgänge äußerlich sichtbar zu gestalten.

Noch schärfere Prüfung erfordern Wiederholungen in anderer Richtung, ob sie wirklich geschehen oder nach früherem Muster erfunden sind. Ruhmredigkeit, Absicht und ungenügende Kenntniß haben hier bisweilen zusammengewirkt. In ermüdendem Einerlei werden die gleichen Wunderthaten von christlichen Heiligen und griechischen Heroen erzählt, bei unzähligen Burgen ragt ein schroffer Fels, von dem ein Fräulein oder ein Ritter hinuntergesprungen, die Aufopferung der Weiber von Weinsberg und vieles andere gehört hieher. Diese Wiederholungen wirken auch, wo sie bisher viel zu wenig beachtet wurden, in Zahlen-Theorien und -Spielereien. Oft finden wir genaue Zahlenangaben, die trotzdem unhistorisch und nach einem Schema erfunden sind und zwar im Mittelalter nach dem der jüdischen heiligen drei und sieben (vier plus drei). Je mehr man hierauf achtet (was der Verfasser seit Jahren gethan), desto überraschender gestalten sich die Ergebnisse. Ja, aus den Zahlen gewinnt man sogar äußeren Anhalt für Glaubwürdigkeit oder sagenhaften Charakter ganzer Quellen oder wichtiger Theile derselben. Man muß jedoch vorsichtig verfahren, weil im Mittelalter wirklich gerne mit jenen Zahlen geschaltet wurde, auf sie die Dreieinigkeit, die sieben Todsünden und Sakramente und selbst Himmel, Hölle und Fegefeuer begründet sind, wie man auch noch heute aller guten Dinge drei sein läßt und für den Dreizehnten bei Tische fürchtet, wie man unter „ein dutzend" oder „hundert mal" unbestimmte Mengen versteht,

1) Der Verfasser hat sich lange mit dem Gegenstande beschäftigt.

entsprechend im Mittelalter bisweilen bei 73, oder anderen Zusammensetzungen mit siebenzig. Unseres Bedünkens hat für diese Dinge ein Zweig der Wissenschaften in Quellenkunde und Benutzungsart einzutreten, den man anderen Ortes mit größtem Erfolge angewandt hat: die Statistik; Aufzählung der gleichen Fälle, aber verbunden mit ihrer Werthschätzung.

Wir kommen damit auf eine der Forderungen Buckles zurück, freilich in anderer Weise. Das rein Schematische ist hier ebenso verwerflich, wie das geistreich Oberflächliche. In letzterer Richtung hat der hoch gepriesene und doch so vielfach charlatanistische W. Scherer ziemlich das Höchste geleistet. „Ihm zerfällt die Vergangenheit in frauenhafte und männische Zeiten. Diese wechseln periodisch ab in der deutschen Geschichte, das zehnte Jahrhundert ist männisch, das dreizehnte frauenhaft, das sechzehnte männisch, das achtzehnte und neunzehnte wieder frauenhaft. In männischen Zeiten treten einige wenige Frauen stark hervor, sie greifen ein in die Geschichte, sie thun Mannesarbeit; die große Masse aber ist ohne Gewicht, sie ist im Hause nicht einflußreich und der Ton der Geselligkeit nimmt auf sie keine Rücksicht. In frauenhaften Zeiten dagegen üben sie stille unwiderstehliche Gewalt über die Männer, sie machen sie zart und weich und gefühlvoll, dagegen der männliche Beruf, vor allem die politische Arbeit, bleibt den Männern." Es ist wohl selten neuerdings Unhaltbareres gedruckt worden. Wie sonderbar schon, daß eine Zeit, in welcher die politische Arbeit den Männern zufällt, ein weibliches Jahrhundert sein soll, man würde doch eher glauben, hier müßten auch die Frauen in den Vordergrund treten, aber nein umgekehrt: die Zeit der Ottonen, der Mathilde, der Adelheid und Theophano, der Theodora und Marozia wird männisch, die Zeit Ludwig XV., der Pompadour, der Maria Theresia und der Katharinen wird frauenhaft, und nun gar nicht minder das Zeitalter Bismarcks! Dies soll dem der Pompadour gleichstehen! Wenn irgendwas, so bedeutet die große Revolution eine Wendung. Man sollte sich hüten nach einigen verwandten Zügen zu periodisiren, wenn andere, oft ungleich wichtigere hemmend entgegenstehen.

Eine weitere, kaum immer genügend gehandhabte Vorarbeit der Kritik besteht in der Psychologie der Quellen, denn „die Persönlichkeit des Berichterstatters ist gleichsam das Medium, durch welches das von der Thatsache ausgehende Licht das Auge des Forschers erreicht". Dieses Medium gilt es zu durchschauen. Wir müssen uns gleichsam in die Denk-, Empfindungs- und Arbeitsweise des Autors, in seine geistige Werkstatt versetzen, müssen seine Eindrücke und Eigenthümlichkeiten, seine Stimmungen und Verhältnisse zu Personen und Sachen ergründen. Zeigt er sich nach einer Richtung abgeneigt oder zugethan, so sind seine Urtheile, dort der Tadel, hier das Lob, skeptisch zu betrachten;

stets bleibt zu fragen, ob sie sachlich richtig, nicht auf blos persönliche oder Volksmeinung zurückgehen. Solche Betrachtung erscheint für objective Erzählung durchaus nothwendig; der Historiker sollte sich nicht durch seine Autoren gefangen nehmen, nicht einmal immer durch sie bestimmen lassen. Giesebrecht z. B. ist kaiserlich mit seinen kaiserlichen, Curtius athenisch mit seinen athenischen Quellen. Das Hauptfundament des Geschichtschreibers sind die Thatsachen und auch dieses zeigt sich bisweilen schwankend. Nicht ohne weiteres kann hingenommen werden, was von jemand erzählt, ihm zugeschrieben wird, weil vom Autor Geglaubtes und wirklich Geschehenes sich keineswegs zu decken brauchen, er vielleicht combinirte, von feindlicher oder freundlicher Seite gefärbte Nachrichten benutzte, oder durch Gruppirung und Verschweigen in gewissem Sinne wirkte, wie es der Wahrheit nicht entspricht, selbst gar zu Gunsten eines Ortes, Standes oder einer Person absichtlich entstellte. Schon Niebuhr sagte: „Unter dem Druck eines gegenwärtigen Uebels, wie im Rausche des Fractionsgeistes, verbreiten sich oft höchst ungerechte Urtheile und bemächtigen sich auch sehr tüchtiger Geister." Bewußtes und Unbewußtes kann hier kraus durcheinanderwirren und thut es. „Allerdings, das Verständniß der Persönlichkeiten hat seine Schranken, innere Schranken, nach der Abstufung der individuellen Natur, äußere Begränzung, nach der Unvollständigkeit der historischen Kunde." Im Ganzen laufen Gleichzeitigkeit und Parteilichkeit parallel; je zeitgenössischer eine Quelle, desto zuverlässiger pflegt sie in ihren Angaben, aber um so mehr beeinflußt in der Farbe zu sein; je bedeutender und gewandter ein Autor, um so schwieriger wird es, ihn zu durchschauen. Bei einem schimpfenden Mönche des Mittelalters sieht man oft schon auf der ersten Seite, wohin er gehört, bei Männern wie Tacitus und Thukydides ist psychologische Kritik äußerst verwickelt. Eine solche zeigt sich erleichtert, wenn eine Quelle nicht allein bleibt, nicht blos aus sich heraus untersucht zu werden braucht, sondern andere Controllberichte zur Seite hat. Bei der im Ganzen herrschenden Suche nach primären Quellen wurden diese bisweilen auch in der darstellenden Forschung zu sehr betont, oder gar einzig für brauchbar erklärt.

Das heikle Material bewirkt, daß selbst bedeutende Historiker zu widerstreitenden Ergebnissen gelangen. Ranke z. B. knüpft in seiner Weltgeschichte die gesammte Entwickelung des alten Westeuropa an die der Stadt Rom. Ihm steht es fest, daß „die einheimischen Völkerschaften Italiens nicht geeignet waren, ein neues lebenskräftiges Element in dem Fortgange der Weltgeschichte zu bilden". Umgekehrt Mommsen in der römischen Geschichte; für ihn bildet der gesammte Stamm der Italiker die Grundlage, die Art, wie er zur staatlichen Einigung und zur Herrschaft der Welt gelangt. Die Römer sind ihm nur ein Zweig der italischen Nation, während bei Ranke der weltbeherrschende

[illegible]

[illegible] Kritik, die Verbindungen jeder historischen Erkenntniß. Bei ihrer Handhabung kann die Wissenschaft bisweilen zu völlig exakter Kenntniß vordringen.

Durch Natur und Zahl der Quellen geschieht die Kritik im Mittelalter leichter als im Alterthume, die Technik des Untersuchens ist dort sicherer, weshalb es empfehlenswerth sein dürfte, wenn der Historiker für alte Geschichte im Mittelalter arbeiten erlernte. Auch sonst würde ihm der erweiterte Gesichtskreis nur nützen.

Geschichtliche Kritik ist nicht Zweck, nicht blos Mittel zum Zweck, sondern zugleich eine ethische Handlung. Ihr Grundzug sei: rücksichtsloses Ringen nach Erkenntniß, selbst wenn sie dem Forscher gegen die Seele geht. Wie der

Richter sein Urtheil über Lebende spricht, so ist der Historiker gewissermaßen der Richter der Todten und nie sollte er dieses ernsten Berufes vergessen.

Nachdem die Spreu vom Weizen durch Prüfung und Sichtung gesondert, hat man den Stoff zu verarbeiten, sich geistig anzueignen, sich innerlich in ihn einzuleben, heißt es, die Geschichtsforschung in Geschichtschreibung umzusetzen, zwei Thätigkeiten, die sich in Anfängen und Einzelheiten vielfach verschlingen. Und damit steht es nicht minder ungünstig, weil man sich zwar auf die Grundsätze der historischen Methode beruft, aber sich nicht über ihre Anwendung einigt. „Der Archäologe bildet sich ein Urtheil über den Stil der Kunstwerke, und er baut darnach seine Kunstgeschichte auf. Der Philologe classificirt Handschriften und er construirt darnach den Text seiner Ausgaben. Die Historiker dagegen analysiren Schriftsteller, aber in den meisten Fällen nicht, um darnach die Geschichtserzählung zu gestalten, sondern um uns einen idealen Ephoros oder Theopomp zu bauen, der nicht einmal lange besteht, da er durch jede neue Dissertation ein neues Aussehen erhält. Zwischen solchen Arbeiten und dem Ziele einer Geschichte bleibt stets derselbe Abgrund.“ Und nicht nur, daß in der Kritik oft zu wenig auf ein praktisches, auf ein für die Darstellung verwendbares Ergebniß, auf Nutzbarmachung gesehen wird, es kann auch vorkommen, daß Forschung und Gestaltung in Gegensatz gerathen, weil jene nur zu verneinen, nur die Unzulänglichkeiten zu enthüllen braucht, während der Erzähler faßbaren Stoffes bedarf.

Die historische Kritik ist ein Zweig der Kritik als solcher. Man sollte deshalb erwarten, daß hier die gleichen Grundsätze herrschen: Vorurtheilslosigkeit und Kenntniß. Aber in Wirklichkeit zeigt sich ein wesentlich anderes Bild, bleiben Theorie und Praxis oft weit von einander. So stolz wir auf die Geschichtswissenschaft blicken, so traurig erscheint sie vielfach in ihrem kritischen Niederschlage, wissenschaftliches und Recensionsurtheil können völlig auseinander streben. Gegen Todte ist man erstaunlich objectiv, bei Lebenden beginnt die Objectivität bisweilen erst, wenn sie todt beurtheilt sind und auch da noch nicht immer.

Die bereits oben angedeuteten Schwächen des Deutschen: der Mangel an Achtung vor fremdem Talente, vor Leistung und Ansicht des schaffenden Nebenmenschen, oft gepaart mit bewußter Cliquenmache und unbewußter „Verehrung“ der Autorität und eigenen Person, haben sich hier traurig, selbst bis zur Immoralität vorgedrängt. Sie sind nicht selten gepaart mit Unwissenheit, Trägheit, Streberei, Leichtfertigkeit, Freund- und Feindschaft. Der eine erklärt Janssen für einen Geschichtsfälscher, der andere für einen der bedeutendsten Historiker der Gegenwart. Nur weniges erscheint so anrüchig, wie das Recensionswesen. Die besseren und erfahrenen Männer halten sich deshalb auch meistens zurück und dafür drängen sich „junge Kräfte“ ein, um beim Mangel eigener Leistungen

sich auf Kosten anderer ihre Sporen zu erwerben. Statt erst zu lernen, urtheilen sie lieber mit verblüffender Sicherheit.

Die Recensenten zerfallen in zwei Hauptgruppen: in gewerbsmäßige Kritiker, die alles beurtheilen, was ihnen in die Hände fällt, und in Gelegenheitskritiker, welche ein persönlicher oder sachlicher Anlaß zur Besprechung führt. Diese leisten bisweilen Gutes, ja Bedeutendes, doch es steht zurück vor der Masse und dem Beeinflußten. Da sich an jedem Buche tadeln und loben läßt, so kann man mit Leichtigkeit die eine oder die andere Seite hervorheben. Oft, wenn nicht meistens, weiß sich der Recensent im Voraus darüber klar: ist der Autor sein Freund oder einflußreicher Mann, so bespricht er ihn womöglich gut, schlecht, wenn er sein Gegner oder wissenschaftlicher Konkurrent, gut mit Beimischung, wenn er ihm unbekannt, gleichgültig, oder er nicht gerade Kopfweh empfindet. Besprechungen werden auch wohl baar bezahlt; sie können vom Buchhändler oder Autor herrühren, wovon letztere Art als Selbstanzeige sogar manches für sich hat, sobald sie sachlich bleibt. Die gewissenlose Leichtfertigkeit geht so weit, daß Bücher und zwar sehr, sehr viele besprochen werden, ohne daß der Recensent mehr als die Einleitung, ja vielleicht die nicht einmal gelesen hat. Und solches Unwesen findet bisweilen Rückhalt bei den Herausgebern von Recensionsblättern, denn sie gebrauchen zum bestimmten Tage massenhaft Manuscript.

Erweitern Noth und Gewohnheit das Herz des Herausgebers bei gleichgültigen Werken, so hat er die Besprechungen ihn angehender schon dadurch ziemlich in Händen, daß er sie an gewisse Mitarbeiter vertheilt. Er und seine Freunde bilden mithin eine Macht, weshalb auch jede „Autorität" bestrebt ist, ein Blatt zur Verfügung zu bekommen. Vermittelst desselben ist er im Stande, für und wider Stimmung zu erwecken, alles unter dem Scheine des Sachlichen. Durch Akademien und gemeinsame Werke hängt er mit anderen Würdenträgern zusammen, „Schüler" oder Leute, die auf Stellen und sonstige Vortheile hoffen, sind seines Winkes gewärtig, andere Blätter und deren Redakteure haben das Interesse sich mit der Autorität und deren Anhang gut zu stellen. Alles schließt somit trefflich zu einem Ringe zusammen. Mit lauten Posaunenstößen wird der Beliebte gelobt und das Echo kunstvoll verbreitet, und ebenso laut und kunstgemäß wird der Mißliebige heruntertrompetet. Mündliche Unterredungen, Intriguen, Drohungen und dergleichen helfen nach, natürlich alles wohl eingehüllt im Mantel der Wissenschaft und begründet auf einzelne Fehler und Schwächen. Das wird gewerbsmäßig, jahrelang fortgesetzt, möglichst viele abfällige Aeußerungen werden hervorgerufen oder herbeigewünscht und eifrig veröffentlicht, während jedes Lob oder jede Vertheidigung abgewiesen oder in einer Weise angenommen wird, daß der Geschädigte

froh sein darf, wenn sie unterbleibt. Dieser ist mithin ziemlich wehrlos und mundtodt. Als Fachmann besitzt er kein Publikum, wie der Künstler und Litterat, bei dem er Berufung einlegen könnte; seine wenigen Leser und Benutzer sind zugleich seine Richter, und davon verspürt schwerlich jemand Lust, sich mit der Autorität zu überwerfen. Und von deren Gesinnungsmöglichkeit macht sich nur der einen Begriff, welcher sie kennen gelernt hat. Es scheint fast, je elender das Fach, um so kleinlicher und erbärmlicher die Menschen. Fällt ein Straßenräuber einen Wanderer an, so ereilt ihn das Strafgericht; in der Wissenschaft gilt Todtschlägerei fast als vergnügliche Nebenbeschäftigung. Talente ersten Ranges, aber dabei empfindliche Naturen, wie Gutschmid und Jakob Burckhardt, sind leicht geneigt, sich durch das Unwesen vom Veröffentlichen überhaupt abschrecken zu lassen, und darunter leidet die ganze Wissenschaft. Es bleibt nur die Freude an der Arbeit und Verachtung der Menschen. Zum Glücke handelt es sich nur um Mustereexemplare, um Stürme im Wasserglase, liegt neben der Kläglichkeit auch hier das Edle, Hohe und Dauernde, und läßt sich nicht zerstören trotz aller Umtriebe und Erbärmlichkeiten. Aber wie würde unsere Wissenschaft aussehen, wenn sich die Nachwelt ihr Bild aus manchem Recensionsblatte herstellen müßte?

Die Geschichtschreibung ist Wissenschaft und Kunst zugleich. Als ihre Hauptbestandtheile haben zu gelten: Gesinnung, Fassungs-, Gestaltungsvermögen, Ziel und Zweck.

Mit gerechter, edler und großer Gesinnung trete der Historiker an seinen Gegenstand; sie durchgeistige, ich möchte sagen, durchsittliche das Ganze. Man behandle Thaten und Bestrebungen der Vorfahren mit Achtung, Antheilnahme und Aufrichtigkeit, nicht von der hohen Warte des besser wissenden Modernen. Und dafür bedarf es nicht nur Verstand und Geist, sondern ebenso der Bescheidenheit, Selbstverleugnung und Herzensgüte.

Auf noch feinerer Befähigung beruht das Fassungsvermögen mit seinen Aeußerungen: der Verbindungsfähigkeit (Combination), Vorurtheilslosigkeit (Objectivität) und Vielseitigkeit.

Ein bloßes Zusammenreihen von Thatsachen ist noch keine Geschichte, man soll sie auch zusammenreimen. Die Thatsachen sind nur ins Leben tretende Aeußerungen, sie allein bilden nicht das Gesammtgeschehene, sind mithin nicht volle, sondern erst ein Theil der Wahrheit. Nur durch Herstellung der Bindeglieder, des ursächlichen inneren Zusammenhanges läßt sie sich finden und geben. Der Geschichtschreiber muß mithin herstellen, was zwar nicht überliefert, aber nicht minder gewiß vorhanden war, als die äußerlichen Ereignisse, er muß es erschauen in Ahnung und Nachempfinden; muß zwar von seinem Eigen hinzufügen, und doch nichts Eigenes, sondern blos Gewesenes. „Nur

was wir aus dem Stoffe empfangen, müssen wir wieder hineinlegen." Bloßer Verstand genügt hiefür nicht; durch Empfänglichkeit und Fassungskraft schält, empfindet gleichsam der Historiker aus Einzelheiten den Kern, spinnt er aus ihnen den leitenden Faden, die treibenden Kräfte, woran er alsdann wieder die Einzelheiten zu reihen vermag, das Zufällige absondernd, ein Gesammtbild gestaltend. Wilhelm v. Humboldt hat jenes Geistige einer Individualität die „Idee" genannt, nach heutigem Sprachbegriffe ein etwas unklarer Ausdruck. Die Ideen sind ihm Kraft und Ziel in der Geschichte, alles geistige Wirken bestimmt sich ihm nach dem Maße der Reinheit und Stärke, in welchem die Ideen Eingang gefunden haben. Gemäß des historischen Denkens muß der Forscher das Geschehene von innen heraus begreifen, Sitten, Zustände, Gedankenströmungen, die Eigenart von Menschen und Völkern erfassen, erleben, aus und in den Quellen; intuitiv hat er sich in die Vorzeit zu versetzen, nicht nur Gelehrter zu sein, sondern auch Dichter; und wenn er das vermag, so wird ihm das Licht des Geistes die Ereignisse durchleuchten. Doch wie leicht ist er dem Irrthume ausgesetzt, denn alles Geschehende ist zwar bedingt, aber in der Bedingtheit nicht nothwendig.

Neben Geist und Gemüth beruht das meiste hier auf Vorurtheilslosigkeit; Vorurtheilslosigkeit gegen jedes, auch das ihm Unangenehme, Unwahrscheinliche, Widerstrebende. Nichts ist einfältiger und falscher, als die Menschen nach ihrem Verhalten zu gewissen Fragen in Engel und Teufel zu zerlegen. Der Historiker suche nicht seine Gedanken in der Vergangenheit, oder übertrage sie ihr, sondern er finde die der Vergangenheit selbst. Freilich: parteilos sein, heißt principlos sein, nach dem Ausspruche eines englischen Staatsmannes, und doch dürfte auf solch' einer Principlosigkeit das höchste Princip der Wissenschaft beruhen. Die Denk- und Empfindungsweise des Historikers berührt sich eng mit der des Romanschriftstellers und Dramatikers, doch mit dem tiefgreifenden Unterschiede, daß er einen gegebenen, in den Thatsachen umgrenzten und bedingten, der Dichter einen willkürlich zu gestaltenden Stoff vor sich hat; während dieser sich einer Phantasie der freien Gestaltung überläßt, ist die des Historikers durch seine Quellen gezügelt, auf ihnen beruhend, vom Wissen überwacht. Bei ihm müssen sich Phantasie und Scharfsinn stets die Wage halten, wiegt der Scharfsinn vor, so wird er leicht gesucht unwahr, waltet jene, leicht willkürlich unwahr. Gleich fern haben ihm Phantasterei und Pedanterie zu liegen. Der Dichter braucht nur künstlerisch wahr zu scheinen, der Historiker soll wirklich wahr sein. Deshalb gelte ihm als einziger Stand- und Ausgangspunkt auch nur das Werden, Entwickeln, jeder andere widerstreitet der Ruhe und Objectivität. Oder, um mit Bismarck zu reden: er versetze sich auf den „feindlichen Standpunkt, denn das ist die

einzige Art, fremde Interessen mit Gerechtigkeit zu beurtheilen". Selbstbescheidung und Kühnheit haben in und durch einander zu wirken. Erstere läßt ihn sich selber prüfen und mißtrauen, das Geglaubte vom Thatsächlichen sondern, die Kühnheit verhindert ein Steckenbleiben im Gegebenen, bewirkt Erkenntniß und Lösung von Schwierigkeiten und dreistes Ringen nach dem Höchsten. Kühnheit und Bescheidenheit beruhen auf gleichem Grunde: auf der Kraft.

Die Objectivität wird mehr oder weniger durch Vielseitigkeit bedingt. Es kann jemand auf mannigfachen Gebieten heimisch oder es in einem Gebiete umfassend sein. Jenes zeigt sich nicht selten mit Oberflächlichkeit gepaart, keineswegs aber immer, weil Arbeitskraft und Vorstellungsvermögen verschieden sind. Einer versetzt sich langsam in das Wesen früherer Zeit, der nächste schnell; dem einen bleibt es immer verschleiert, dem andern liegt es in festen Zügen vor Augen. Tiefgehende Kenntniß eines engen Kreises birgt die Gefahr des schmalen Untergrundes. Nicht nur Haupt- und Staatsactionen, sondern alle Aeußerungen des Daseins gehören in den Bereich der Geschichte, jede gilt es durch und für die andere nutzbar zu machen. Das Ziel sei: Verbindung beider Arten von Vielseitigkeit, weil damit Umfang und Tiefe zugleich eintritt.

Ein guter Historiker soll eigentlich Alles als Kenner des Faches fassen und erzählen: Staatssachen als Staatsmann, Kriegswesen als Militär, Kunst als Künstler, Textkritik als Philologe, Charaktere als Psychologe und Menschenkenner, Sociales als Nationalökonom, Rechtliches als Jurist und so fort. Der Boden seiner Wissenschaft ist deshalb der denkbar breiteste und schon der Bildungsgang des Studenten entscheidet oft für die Zukunft. Auf ihm beruht großentheils die verschiedene Entwickelung der Waitzschen und Sybelschen Schule. Die Bonner Historiker standen in nächster Beziehung zu anderen Fachleuten, namentlich zu Philologen, vereinzelt auch zu Juristen, hörten die verschiedensten oft abgelegensten Dinge und hatten semesterlich eine schriftliche Arbeit für das Seminar zu liefern. Die Dissertation ergab sich gewöhnlich aus diesen oder aus Vorbereitungen zu den Uebungen. Anders in Göttingen: dort trugen die Historiker einen exklusiven Zug und innerhalb der Geschichte gebot das Mittelalter. Die Besseren trieben gerne noch deutsche Rechtsgeschichte der älteren Zeit und fanden sich im historischen Vereine zusammen, in welchem es hochwissenschaftlich herging und die endgültigen Urtheile mit Anlehnung an den Meister festgestellt wurden. Gewöhnlich begann die Mehrzahl sich früh mit der Dissertation zu beschäftigen, die sich durch lange Semester auszudehnen pflegte, schließlich mitunter gut wurde, doch den Studenten von Erweiterung seiner Gesammtkenntnisse abhielt und sein Interesse stark auf einen Punkt zusammenzog. So mochte die Einzelschrift in Göttingen bisweilen schwerer als die Bonner wiegen, der Arbeitende

was wir aus dem Stoffe empfangen, müssen wir wieder hineinlegen." Bloßer Verstand genügt hiefür nicht; durch Empfänglichkeit und Fassungskraft schält, empfindet gleichsam der Historiker aus Einzelheiten den Kern, spinnt er aus ihnen den leitenden Faden, die treibenden Kräfte, woran er alsdann wieder die Einzelheiten zu reihen vermag, das Zufällige absondernd, ein Gesammtbild gestaltend. Wilhelm v. Humboldt hat jenes Geistige einer Individualität die „Idee" genannt, nach heutigem Sprachbegriffe ein etwas unklarer Ausdruck. Die Ideen sind ihm Kraft und Ziel in der Geschichte, alles geistige Wirken bestimmt sich ihm nach dem Maße der Reinheit und Stärke, in welchem die Ideen Eingang gefunden haben. Gemäß des historischen Denkens muß der Forscher das Geschehene von innen heraus begreifen, Sitten, Zustände, Gedankenströmungen, die Eigenart von Menschen und Völkern erfassen, erleben, aus und in den Quellen; intuitiv hat er sich in die Vorzeit zu versetzen, nicht nur Gelehrter zu sein, sondern auch Dichter; und wenn er das vermag, so wird ihm das Licht des Geistes die Ereignisse durchleuchten. Doch wie leicht ist er dem Irrthume ausgesetzt, denn alles Geschehende ist zwar bedingt, aber in der Bedingtheit nicht nothwendig.

Neben Geist und Gemüth beruht das meiste hier auf Vorurtheilslosigkeit; Vorurtheilslosigkeit gegen jedes, auch das ihm Unangenehme, Unwahrscheinliche, Widerstrebende. Nichts ist einfältiger und falscher, als die Menschen nach ihrem Verhalten zu gewissen Fragen in Engel und Teufel zu zerlegen. Der Historiker suche nicht seine Gedanken in der Vergangenheit, oder übertrage sie ihr, sondern er finde die der Vergangenheit selbst. Freilich: parteilos sein, heißt principlos sein, nach dem Ausspruche eines englischen Staatsmannes, und doch dürfte auf solch' einer Principlosigkeit das höchste Princip der Wissenschaft beruhen. Die Denk- und Empfindungsweise des Historikers berührt sich eng mit der des Romanschriftstellers und Dramatikers, doch mit dem tiefgreifenden Unterschiede, daß er einen gegebenen, in den Thatsachen umgrenzten und bedingten, der Dichter einen willkürlich zu gestaltenden Stoff vor sich hat; während dieser sich einer Phantasie der freien Gestaltung überläßt, ist die des Historikers durch seine Quellen gezügelt, auf ihnen beruhend, vom Wissen überwacht. Bei ihm müssen sich Phantasie und Scharfsinn stets die Wage halten, wiegt der Scharfsinn vor, so wird er leicht gesucht unwahr, waltet jene, leicht willkürlich unwahr. Gleich fern haben ihm Phantasterei und Pedanterie zu liegen. Der Dichter braucht nur künstlerisch wahr zu scheinen, der Historiker soll wirklich wahr sein. Deshalb gelte ihm als einziger Stand- und Ausgangspunkt auch nur das Werden, Entwickeln, jeder andere widerstreitet der Ruhe und Objectivität. Oder, um mit Bismarck zu reden: er versetze sich auf den „feindlichen Standpunkt, denn das ist die

einzige Art, fremde Interessen mit Gerechtigkeit zu beurtheilen". Selbstbescheidung und Kühnheit haben in und durch einander zu wirken. Erstere läßt ihn sich selber prüfen und mißtrauen, das Geglaubte vom Thatsächlichen sondern, die Kühnheit verhindert ein Steckenbleiben im Gegebenen, bewirkt Erkenntniß und Lösung von Schwierigkeiten und dreistes Ringen nach dem Höchsten. Kühnheit und Bescheidenheit beruhen auf gleichem Grunde: auf der Kraft.

Die Objectivität wird mehr oder weniger durch Vielseitigkeit bedingt. Es kann jemand auf mannigfachen Gebieten heimisch oder es in einem Gebiete umfassend sein. Jenes zeigt sich nicht selten mit Oberflächlichkeit gepaart, keineswegs aber immer, weil Arbeitskraft und Vorstellungsvermögen verschieden sind. Einer versetzt sich langsam in das Wesen früherer Zeit, der nächste schnell; dem einen bleibt es immer verschleiert, dem andern liegt es in festen Zügen vor Augen. Tiefgehende Kenntniß eines engen Kreises birgt die Gefahr des schmalen Untergrundes. Nicht nur Haupt- und Staatsactionen, sondern alle Aeußerungen des Daseins gehören in den Bereich der Geschichte, jede gilt es durch und für die andere nutzbar zu machen. Das Ziel sei: Verbindung beider Arten von Vielseitigkeit, weil damit Umfang und Tiefe zugleich eintritt.

Ein guter Historiker soll eigentlich Alles als Kenner des Faches fassen und erzählen: Staatssachen als Staatsmann, Kriegswesen als Militär, Kunst als Künstler, Textkritik als Philologe, Charaktere als Psychologe und Menschenkenner, Sociales als Nationalökonom, Rechtliches als Jurist und so fort. Der Boden seiner Wissenschaft ist deshalb der denkbar breiteste und schon der Bildungsgang des Studenten entscheidet oft für die Zukunft. Auf ihm beruht großentheils die verschiedene Entwickelung der Waitzschen und Sybelschen Schule. Die Bonner Historiker standen in nächster Beziehung zu anderen Fachleuten, namentlich zu Philologen, vereinzelt auch zu Juristen, hörten die verschiedensten oft abgelegensten Dinge und hatten semesterlich eine schriftliche Arbeit für das Seminar zu liefern. Die Dissertation ergab sich gewöhnlich aus diesen oder aus Vorbereitungen zu den Uebungen. Anders in Göttingen: dort trugen die Historiker einen exklusiven Zug und innerhalb der Geschichte gebot das Mittelalter. Die Besseren trieben gerne noch deutsche Rechtsgeschichte der älteren Zeit und fanden sich im historischen Vereine zusammen, in welchem es hochwissenschaftlich herging und die endgültigen Urtheile mit Anlehnung an den Meister festgestellt wurden. Gewöhnlich begann die Mehrzahl sich früh mit der Dissertation zu beschäftigen, die sich durch lange Semester auszudehnen pflegte, schließlich mitunter gut wurde, doch den Studenten von Erweiterung seiner Gesammtkenntnisse abhielt und sein Interesse stark auf einen Punkt zusammenzog. So mochte die Einzelschrift in Göttingen bisweilen schwerer als die Bonner wiegen, der Arbeitende

hatte sich in sein Sondergebiet versenkt, dessen Technik erlernt und hegte leicht das Gefühl, schon „Bedeutendes" geleistet zu haben; ob er darum aber genügend zum Historiker größeren Stils, zum Gymnasial- oder akademischen Lehrer vorbereitet war, gilt als andere Frage. Schon die Doctorprüfung ist bezeichnend; während die Göttinger Universität ein Hauptfach und ein Nebenfach forderte, wurde der Bonner Delinquent geprüft in: Philosophie, Philologie, Mathematik, Naturwissenschaften und schließlich noch zwei Stunden im Hauptfache; der Verfasser z. B. in Alterthum, Mittelalter, Neuzeit mit Rechtsgeschichte und Hülfswissenschaften. Mich dünkt, die abweichenden Prüfungsvorschriften sind nicht zufällig und ebenso wenig, daß das vielleicht größte lebende Geschichtsgenie, daß Mommsen von der Jurisprudenz zur Geschichte überging, daß Waitz eine Verfassungsgeschichte schrieb und Sybel als Student der Themis huldigte. Schon oft konnte das noch kürzlich von Neudegger hervorgehobene Wort geäußert werden: „Die Historiker müssen mehr Juristen, die Juristen mehr Historiker sein."

„Ohne die Vorkenntnisse des derzeitigen Rechts- und Regierungsapparates ist nicht das Bild auch nur eines halbwegs bedeutenden Beamten festzustellen." Anderseits heißt es:

„Keiner wird ein großer Geschichtschreiber, der bei allem Quellenstudium, bei aller Kritik nicht zugleich von philosophischem Geiste getränkt und vom göttlichen Hauche der Poesie berührt ist." Man hat oft die Geschichte als schwierigste Wissenschaft bezeichnet, womit nicht geleugnet sein soll, daß viele Gelehrte gerade ihr Fach für das schwierigste und bedeutendste erachten. Das aber dürfte in keinem anderen vorkommen können, daß jemand bei Aufzählung seiner Meister lauter Männer verzeichnet, die niemals auf dem eigentlichen Gebiete thätig gewesen, und doch ist dies in der Geschichte geschehen, wo Humboldt, Savigny, Grimm und Ritter genannt wurden.

Schildert der Historiker das Wirken einer Person, so hat er von ihr auszugehen und sie in den Mittelpunkt der Darstellung zu rücken, doch so, daß er weniger durch, als über sie redet; vorurtheilslos sind die Gegenströmungen zu behandeln und blos in der Art, in dem ihnen zugemessenen geringeren Umfange, in der Gesammtgruppirung als Nebendinge zu zeichnen. Das Ergebniß kann dann für und wider den Helden lauten. In kundiger Sicherheit hat das Auge vom Besonderen zum Allgemeinen zu eilen, von der Person zu den Eigenschaften der Familie, des Stammes, des Staates, dem Wesen und den Strömungen der Zeit, den Anschauungen der Menge, um von diesen wieder zum Einzelfalle zurückzukehren; er muß das Bleibende vom Vergänglichen zu unterscheiden wissen, in dem Gewordenen das Werden, im Zustand die Entwickelung, im Nothwendigen und Gegebenen die Freiheit und in dieser die Nothwendigkeit verstehen.

Wie ein Irrenarzt hat der Geschichtschreiber Psychiater zu sein. Je höher entwickelt, je feiner organisirt ein Mensch ist, desto mehr verwischt sich bisweilen die Grenze der Zurechnungsfähigkeit, desto ausgeprägter ist er verschieden. Jemand beschäftigt sich z. B. mit der Schlacht bei Kunersdorf; er sieht, daß König Friedrich sie nachweislich mangelhaft, wenn nicht geradezu schlecht geleitet hat, — wollte er daraus nun den Schluß ziehen, Friedrich war ein ungeschickter Feldherr, so wäre das völlig falsch, denn Friedrich war zur Zeit der Kunersdorfer Schlacht nervös, krank, innerlich durchaus nicht derselbe, welcher bei Roßbach ruhig an der Mittagstafel saß und bei Leuthen seine Bataillone in sicherer Berechnung am Feinde vorbeimarschiren ließ. Nach Natur und Ausführlichkeit der Berichte sind solche psychiatrischen Erwägungen in der Neuzeit oft, im Alterthume bisweilen, im Mittelalter nur selten möglich, wie etwa bei Adalbert von Bremen. Ein Mitgrund, weshalb das Mittelalter leicht farblos erscheint.

Bedeutende und abgeklärte Fähigkeit und Geistesthätigkeit sind erforderlich, um den vielen Voraussetzungen nur annähernd zu entsprechen. Sie müssen ihrem Inhalte nach angeboren sein, im Umfange lassen sie sich oft anerziehen, freilich nicht nur durch Buchgelehrsamkeit, wie es so häufig geschieht. Der Geschichtsforscher sollte im Strudel des Lebens stehen, darin gestanden sein oder sich zeitweise hineinbegeben; da öffnet sich ihm das wichtigste, das gewaltigste Buch, aus dem er sich und andere verstehen lernt. Er folge nicht allein den Windungen von Politik und Staatsleben, sondern dem Dasein im vollen Sinne mit seinen socialen, wirthschaftlichen, gesellschaftlichen, sittlichen und kirchlichen Regungen, den Bedürfnissen, Leidenschaften und Trieben, den Lastern, Tugenden und Idealen des Menschenherzens. Er kenne die Bauernhütte so gut wie den Ministerpalast, verstehe den Seufzer der verzweifelnd Verworfenen wie die arglos ruhige Seele der edlen Frau. Und aus den Ständen und Klassen trete er hinaus zu Stämmen und Völkern, er eile nicht nur von Gasthof zu Gasthof, von Museum zu Museum, sondern ziehe womöglich mit dem Stab in der Hand durch's Land, viele Empfehlungen in der Tasche, ein empfänglich Gemüth in der Brust, stets bereit die Sondermeinung durch Erfahrung zu regeln, befähigt den Kampf um's Dasein in seinen kleinen und großen, hohen und niederen Regungen zu erfassen. Ein großer Theil unserer vorurtheilsvollen und damit absprechenden Geschichte, ein Hauptgrund mangelnden Verständnisses verschiedener Nationen und Bekenntnisse würde aufhören, wenn die Betreffenden weniger am Ich und an der Scholle klebten, mehr gesehen und erlebt hätten, wenn der Historiker zugleich genügend Weltmann wäre; nicht nur gelehrt, sondern auch gebildet.

Er hat, wie der Dichter, ein Mikrokosmos zu sein, der das Bunteste

aufnimmt, birgt und verarbeitet. Doch wenn das Ziel des Dichters ist: Wirkung und Schönheit, so das des Geschichtschreibers: Wahrheit, aber womöglich im Gewande von Schönheit und Wirkung.

Wir sind damit auf die Art der Darstellung gekommen: auf den Stil. Von ihm darf das Umgekehrte wie von der Auffassung gelten. Soll diese unbeeinflußt von oben herantreten, so erfasse der Stil von innen heraus, verkörpere gleichsam subjectiv den Gegenstand. Das objective Bild trete nicht blutlos und kalt zu Tage, sondern lebendig farbenreich und zwar stets in richtiger Färbung. Man gruppire gut und packend und wähle stets den bezeichnendsten Ausdruck. Es gilt die Menschen zu gewinnen, indem man auf ihre Bedürfnisse eingeht. Der Durchschnittsleser will unterhalten sein, erst durch Unterhaltung belehrt, er will die Sache mundgerecht sehen, verlangt schmackhafte, ihm zusagende Nahrung. Man bleibe aber nicht bei bloßer Unterhaltung stehen, sondern suche gleichzeitig zu erwärmen, suche wie mit jedem Kunstwerke zu wirken. Dann wird sich Eigenart und Begabung des Verfassers zwischen die Zeilen schlingen, wie ein unsichtbares Band von ihm hinüber zum Leser. Auch hier bietet sich wieder der objective Dichter als Geistesverwandter. Ein Haupterforderniß guten Stiles ist plastische Phantasie. Nur wer gleichsam in Formen und Farben denkt und empfindet, vermag bei dem Leser Gleiches zu erzielen. Kein Historiker kommt ohne Urtheile aus. Da ist es nur zu oft Sache der Gestaltung, diese zurückzudrängen, sie nicht hervortreten, ja, nicht einmal merken zu lassen, statt mit platten Aussprüchen mit Anordnung und Colorit zu arbeiten, und den Leser scheinbar selber das Urtheil ahnen, finden zu machen. Gerade die Darstellungsform vermag den Geist der Zeit hervorragend zu beschwören, denn die Thatsachen bleiben sich stets ziemlich gleich, nicht aber die Arten der Ausführung; das was? tritt hier zurück vor dem wie?

Ranke schrieb einmal: „Worauf könnte die Darstellung anders beruhen als auf lebendiger Kenntniß? Diese aber ist nicht zu erreichen, außer durch tiefe und erschöpfende Forschung. Eine freie große Form kann nur aus dem mit dem Geiste vollkommen Ergriffenen hervorgehen.“ Ein äußerst wahres Wort! Lebendige Quellenkenntniß ist die Vorbedingung der zeitentsprechenden Farbe.

Aber mit jener besitzt man diese noch nicht, oder wenn es der Fall, so wird sie nicht immer in vollem Maße verwendet. Es wäre sogar möglich, daß gerade deswegen der größte Geschichtsheld der Neuzeit, weshalb eben Ranke nicht in allen Werken so viel gelesen wird, als er verdient. Seine Darstellung ist groß und bedeutend, aber nicht immer gewinnend, sie wirkt durch Geist und Gedankenfülle, durch Gruppirung und Combinationen, aber es fehlen bisweilen Formen und Farben, sie beschäftigt den Verstand mehr als Phantasie

und Herz und zieht sich dadurch auf einen Kreis höher Gebildeter zurück, während der niedriger Stehende kalt bleibt.

Doch unter der Farbe darf die Wahrheit nicht leiden, was bewirkt, daß sie nicht allen Gegenständen gleich angemessen erscheint, daß sie sich nach Quellen und Ereignissen zu richten hat. Das Mittelalter z. B. wird stets blasser erscheinen als etwa die Renaissance oder die große Revolution. Quellen, Menschen und Thaten sind dort weniger reich und eigenartig, Alles muthet weniger unmittelbar an, liegt uns ferner, weil der Entwickelungsgang durch die Reformation, den dreißigjährigen Krieg und das Emporkommen der Städte in jene völlig neue Bahn gedrängt wurde, auf welcher wir jetzt wandeln.

Aber auch die Ausdrucksweise bleibt bezeichnend; nur dort, wo sicherer Boden, rede man bestimmt, sonst äußere man sich zweifelnd und vorsichtig. Gerade hierin, in den verschiedenen Stufen und Abtönungen des Ausdrucks zeigt sich mehr vom Treffer, vom wahren Gelehrten, als mancher glaubt. Nichts klingt unreifer, als wenn jemand mit dem apodiktischen „es ist" um sich wirft, wo nur „mir scheint", „vielleicht" oder höchstens „wahrscheinlich" stehen dürfte, nichts anmaßlicher, als wenn er stets sein liebes „Ich" in den Vordergrund stellt.

Wenn die Philosophie construirt, die Naturwissenschaft abstrahirt, die Philologie conjicirt, jene in der Betrachtung des Allgemeinen, diese in der des Einzelnen wurzelt, so steht die Geschichte in ihrer Mitte. Sucht Philologie und Epigraphik bei einer vorhandenen Lücke im Steine oder der Handschrift die fehlenden Worte zu ersetzen, so muß der Historiker aus den ihm überlieferten Thatsachen die dazwischen klaffende Lücke von Gründen und Trieben ergänzen. Er muß verstehen aus den Handlungen auf den Charakter zu schließen, aus dem Charakter die Handlungen zu erklären. Von der subjectiven Quelle erhebt er sich zur objectiven Betrachtung und von ihr sinkt er durch die Darstellung wieder in die Subjectivität des Stoffes zurück. Vor ihm liegen Sandkörnchen und Felsblöcke; wie ein geistiger Bergmann steigt er hinab in das Halbdunkel der Archive, um aus ihnen bisweilen unter Noth, Krankheit und Entbehrung Urkunde auf Urkunde, Dokument auf Dokument an das Licht zu fördern, gleichsam den Quarz, die Schollen der Geschichte, aus denen das Gold erarbeitet wird, welches lauter und prangend das Dasein verschönt und durchleuchtet.

Die Geschichte der letzten Zeit hat eine Reihe von Stufen theils nach, theils neben einander durchlaufen: die philosophische Periode, die politische, die naturwissenschaftliche und die historisch-kritische. Letztere ist jetzt die herrschende, theilweise berührt von Naturwissenschaft, doch scheint sich eine philosophisch-naturwissenschaftliche abzweigen zu wollen, welche mit Statistik im Großen

I 4038.90.5
Geschichts-betrachtungen.
Widener Library 006491380
3 2044 088 061 122